

Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von C. R. Fröhlich.

Inhalt des III. Heftes:

Wochenschau.
Die Religionsfrage.
Kreuzerblätter und Gassenliteratur.
Der 13. März.

Hofwirthschaft in Frankreich.
Über die Kautionsstellung französischer Journale.
Spießbürger und Zöpfe als Unruhestifter.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

Das Wiener Wochenblatt erscheint jeden Montag.

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des „Universal-Telegraphen“, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Auf gleiche Weise kann noch ein kleiner Vorrath von den vorangegangenen 2 Heften, betitelt: „Der Freiheitskämpfer“, in Wien beide für 8, durch die Post für 10 fr. C. M. bezogen werden.

Frankirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 4 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

Historischer Hochschulrat

Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften und Künste, für die deutsche Literatur, Geschichte und Naturgeschichte, in den verschiedenen Theilen der Wissenschaft, Natur und Geschichte.

Band I. H. 1. 1811

Verlag von H. W. Schmidt



Sammlung L. A. Frankl

Die Sammlung L. A. Frankl ist eine der wichtigsten Sammlungen der Universitätsbibliothek Wien. Sie enthält eine große Anzahl von Handschriften, Druckwerken und anderen literarischen Werken, die von L. A. Frankl gesammelt und in die Sammlung eingebracht wurden. Die Sammlung ist in verschiedene Abtheilungen eingetheilt, die nach den verschiedenen Wissenschaften und Künsten geordnet sind. Die Handschriften sind in der Regel in deutscher Sprache verfasst, während die Druckwerke in verschiedenen Sprachen vorliegen. Die Sammlung ist eine wertvolle Quelle für die Geschichte der Wissenschaften und Künste, insbesondere für die deutsche Literatur und Geschichte.

Wochenschau.

Das Dürferste der letzten Tage in Wien waren die Arbeiterszenen. Sie wurden herbeigeführt durch die plötzliche Herabsetzung des Taglohnes für Weiber und junge Leute unter 15 Jahren. Getreu dem menschlich schönen, gerechten Worte: »Audiatur et altera pars!« fand ich Gelegenheit, über die Vorfälle des 21. August mehrere Stimmen zu vernehmen. Ich führe dieselben hier an, und überlasse es dem Leser, zu entscheiden, ob und wieviel Wahrheit in dieser oder jener Stimme zu finden sei.

Die erste Stimme lautete: »Ich frage, sind nicht für die Arbeiter große Opfer gebracht worden? War es möglich und gerecht, noch größere zu bringen? Vermag die Kasse, ohne erschöpft zu werden, für die Arbeiter noch lange Zeit das zu leisten, was sie bisher geleistet hat? Wohin denn mit der Welt? Wir müssen uns ja endlich verbluten. Man hat Arbeit gegeben, nicht weil man die Arbeit unumgänglich nothwendig brauchte, sondern um den vielen Tausenden Brot zu verschaffen. Und sind diese mit der äußersten Anstrengung gebrachten Opfer anerkannt worden? Nein! Würden sich nicht viele arbeitsame Bürger glücklich schätzen, wenn sie sich täglich 25, ja nur 20 oder 15 Kreuzer C. M. verdienen könnten? Sie haben sie nicht. Männer von Bildung können an manchem Tage nicht über 10 Kreuzer verfügen. Wenn die Arbeiter sagen: »Niemand kann mit 15 Kr. leben,« so steht es ihnen ja immer frei, sich durch Akkordarbeit das noch Abgängige zu verdienen? Warum thun sie es nicht? Weil Viele nicht arbeiten wollen, weil sie auf ihrer Scheibtruhe müßig sitzen, weil sie die Arbeit verlassen, wann es ihnen beliebt, weil sie übermüthig gemacht worden sind, weil sie dem Müßiggang und der Wollust dienen. Gibt es nicht Fabrikbesitzer und andere Gewerbsmänner, welche Arbeiter suchen, aber keine finden können? Man versuche es, wie schwer es ist, arbeitsame Dienstboten zu bekommen und zu erhalten. Der sogenannten »gnädigen Frau« darf es nicht schwer fallen, täglich 4- oder 5mal in den dritten Stock hinauf zu steigen, aber Dienstboten, gesund und stark, fällt es schwer, und sie reden sich aus auf die Schwäche ihrer Brust und dgl. Ein Verweis für ihre Trägheit, und sie werden brutal. Ich kenne Leute, die nicht arbeiten, und sich auf Brotkarten und dergleichen Bettelleien verlassen. Man muß den Leuten endlich Ernst zeigen. Das Gesetz der Ordnung muß aufrecht erhalten werden, wenn nicht mit Güte, endlich mit eiserner Hand!«

Eine zweite Stimme, und zwar die eines Arbeiters, lautete: »Wir aber fragen, kann ein ehrlicher Mensch mit 15 fr. leben? Warum fängt man denn bei den Kleinen an, bei den »armen Kreuzerleuten,« wenn man schon wirtschaften will, und nicht bei den Großen, die jährlich 8, oder 16,000, ja noch mehr Gulden beziehen? Gibt es nicht außerordentlich reiche Pfaffen und Klöster? Diese haben keine Weiber und Kinder, wie wir. Wir sind friedlich gekommen, wir wollten blos Vorstellungen machen und bitten, wir wollten nichts Feindseliges. Hätten wir das gewollt, so hätten wir unser »Geschüg« (Krampen und Schaufeln) mitgenommen. Darf man denn in einer Konstitution nicht mehr klagen und bitten? Wie hat man uns empfangen? Als ob wir ein Diebsgesindel, als ob wir keine Menschen wären. Wir schicken keine Deputationen mehr, weil man dieselben zusammenpakt. Wir kommen daher in Massen. Wer sagt, daß Fabrikbesitzer und andere Gewerbsmänner Leute suchen? Diese Männer mögen es uns öffentlich anzeigen, und uns die Hausnummern bekannt geben, damit wir uns einfänden können. Ja, es gibt Leute, bei denen man Arbeit finden kann, aber sie benutzen unsere Noth und das schlechte Urtheil über uns dazu, daß sie unmenschlich uns Arbeit über Arbeit aufbürden, am Ende aber uns nicht einmal so viel geben, daß man ein Bißchen menschlich leben kann. Welcher gescheide Mensch wird, wenn er sich Geld verdienen kann, nicht lieber arbeiten, als feiern und hungern? Man spricht immer von Affordarbeit. Ja, aber man gibt uns keine, wir würden sie gern nehmen. Daß es unter uns Auswürflinge und Faulenzler gibt, sagen wir selbst. Aber können die Besseren etwas dafür? Gibt es Auswürflinge nicht in allen Ständen? Warum schießt man denn nicht die nach hier nicht Zuständigen in ihre Heimat? Ist das auch eine Rede, wie wir sie hier und da gehört haben: »Warum schießt man die verfluchten Hunde nicht gleich mit Kartätschen nieder!« Oder: »Bohret den Ganaiillen das Bajonnet in den Leib, aber nur tief genug, daß keine lange Spitalgeschichte daraus wird!« Sind wir nicht auch Menschen wie die Andern? Ist das unsere Freiheit, daß man auf unbewaffnete Menschen feuert, daß man uns zu Krüppeln, daß man Witwen und Waisen macht? Jetzt geht man über uns; wäre man mit uns fertig, dann ginge man über die akademische Legion, und dann wäre die alte Wirthschaft da. Aber daraus wird nichts!«

Ein Anderer sagte zu etwa 50 Menschen: »Meine Herren, ich bin ein Webergesell. Wer sagt, es gibt für uns Webergesellen Arbeit, der weiß es nicht, oder er lügt, das sag' ich ihm in's Gesicht. Seit 3 Monaten suche ich Arbeit, und kann mit dem besten Willen keine finden. Nicht für 5 fl. ist Arbeit da. Man muß die Noth nur kennen.«

Weit blutiger jedoch und entseßlich waren die Auftritte am 23. August. Die Arbeiter hielten mit einer ausgestopften Thonfigur, welche den Minister der öffentlichen Arbeiten vorstellen sollte, ein satyrisches Leichenbegängniß. Man hatte ihr 5 Kreuzer — den Betrag des abgezogenen Taglohnes — in den Mund gesteckt, als wäre sie daran erstickt. Es kam bei dieser Gelegenheit zu einem grimmen Zusammenstoße der Arbeiter mit der Nationalgarde und Sicherheitswache. Man spricht von 6 Todten; ein Transport von mehr als 70 Verwundeten wurde in's Spital der Barmherzigen in der Leopoldstadt gebracht. Darunter waren 8 oder 10 tödtlich, die Anderen mehr oder minder schwer verwundet. Die Sicherheitswache soll sogar auf Kinder und schwangere Weiber losgewüthet haben. Ein Mann von der Sicherheitswache ist bei der Militär-Schwimmschule durch Meuchelmord gefallen. Die gegenseitige Erbitterung war außerordentlich. Daß mit allem Ernste das Geseß der Ordnung aufrecht erhalten werden müsse, wird kein Gutgesinnter in Abrede stellen; aber die Stimmen vereinigen sich auch darin, daß so blutige Szenen vermieden worden wären, hätte man der Herabsetzung des Taglohnes eine gehörige Vorbereitung vorausgeschickt, und die Gemüther durch Arbeitervereine, oder durch Vertrauensmänner, hervorgegangen durch die freie Wahl der Arbeiter, geläutert und gelenkt. Auch ist es höchst betrübend, daß es Menschen gibt, welche auf ein so gräßliches Schauspiel nicht mit dem tiefsten Ernste, sondern mit einer Art Schadenfreude und Wollust blicken können. Welcher Partei gehören denn diese Leute an? Gewiß der Partei der Bornirten und Herzlosen! Die gefallenen Opfer sind aus jener Menschenklasse, welche man einst in tiefster Finsterniß zu erhalten suchte, und wenn nun durch Aufregung, Misleitung des ungebildeten Gemüthes, durch falsche Begriffe von Freiheit und durch Einfluß der Schlechten und übermüthigen auf die Guten so viel Elend hervorgerufen wird, so muß der Menschenfreund in seinem Innern bluten. Der 23. August sollte ein Trauertag sein für Jeden, was immer für einer Partei er angehören möge. — Berühmte Reisende haben mit düsterem Herzen den Ausspruch gemacht: sie hätten im Durchschnitte die Menschen mehr böse als gut gefunden. Wer sehen will, wie tief der Mensch entarten, wie weit er sich vergessen könne, der betrachte sie in ihren Parteikämpfen. Am Abend desselben Tages fand beim Stierböck'schen Kaffeehause ein Meuchelmord Statt. —

Am 24. August sah Wien das erste öffentliche Gerichtsverfahren über Preßvergehen. Buchheim und Falke, die Redakteure des „politischen Studenten-Couriers“, standen vor dem Geschwornengerichte. Der Artikel, um den es sich handelte, war überschrieben: „Die Republik in Wien.“ Das

Geschwornengericht sprach das Nichtschuldig. Die sehr zahlreiche Versammlung nahm das Urtheil mit Freude auf.

An demselben Tage erklärte das Ministerium die Mission des Ausschusses der Nationalgarden, Bürger und Studenten für beendet, mit dem Beifügen der Anerkennung, welche die in der schwersten Zeit geleisteten Dienste des Ausschusses verdienen.

Über Aufforderung des Ministeriums hat sich ein Comité zur Unterstützung mittelloser Gewerbsleute gebildet, das seine Wirksamkeit am 28. August vorläufig im PrüfungsSaale des St. Anna-Gebäudes beginnen wird. Der Kaiser und die kaiserliche Familie haben bedeutende Beiträge zugesichert. Von der Nationalbank sind namhafte Vorschüsse zu erwarten.

Die Religionsfrage.

Es sind in dieser Zeit auch Stimmen über die Religion laut geworden. Unter allen Fragen, welche die Neuzeit bringen kann, ist die Religionsfrage die zarteste und gefährlichste. Wer in jenen Tempel treten will, wo es sich um die Religionsfrage handelt, schüttle den Staub von den Füßen, um den heiligen Boden nicht zu beschmutzen, und läutere sein Herz im Feuer der Liebe. — Vernunftreligion? — Der Mensch besitzt nichts Herrlicheres als die Vernunft, und es ist ein unwürdiges Schauspiel, wenn sie von Aberglauben und Pfaffenverfälschung in den Staub getreten wird. Aber man habe wohl Acht, daß mit den Schlacken nicht das viele und so reine Gold verworfen, daß mit dem Unkraute nicht der Weizen ausgejätet werde. Eine Reform in religiösen Angelegenheiten ist nothwendig, aber sie ist äußerst schwer! Ohne Humanität gibt es kein menschenwürdiges Leben; die Frucht der schönen Blüte, welche Religion heißt, soll aber die Humanität sein. Wollt ihr den Tiger aus seinem Käfig lassen, bevor er gezähmt ist? Sektenerfolgungen, Religionskriege, Wahnsinn, Gesetzlosigkeit knüpfen sich häufig an die mit blindem Fanatismus und unzeitig geführten Religionsfragen. Wenn ich die Geschichte aufschlage, so finde ich nichts Gräßlicheres, als die Wuth der Religionskriege. Das werdende Kind unter dem Herzen der Mutter war vor der entsetzlichsten Grausamkeit nicht sicher. Im religiösen Gange der Völker darf kein Sprung gemacht werden. An der Lösung dieser Aufgabe sollen sich nur die weisesten, reinsten und besten Menschen betheiligen: Priester der Humanität. Das sind keine Fragen für die Menge. Glaubet ihr ein Licht in die Hütte zu tragen, deren Bewohner unter dem vieljährigen System der Verdummung geschmachtet hat? Ihr bringet eine zündende Fackel, wenn ihr

nicht mit Vorsicht, hoher Intelligenz und reiner Liebe kommt. Die Religion ist das Zarteste der Welt, und selbst die größten Geister hatten in dieser Beziehung ihre geheimen Abgründe. Für den Sklaven, selbst für den Freigewordenen, gehört der alte Bund: der Bund der Furcht; für den wahrhaft freien Mann, der sich nämlich in seinem Innern selbst frei gemacht, gehört der neue Bund: der Bund der Liebe. Dem Boshaften und Lieblosen kann der händigende Teufel nicht schwarz genug gemalt werden; für den Guten gehört der Gott der Güte. —

Wollt ihr in die Bauernhütte den Kant und Hegel bringen? Der Mann am Pfluge will eure Philosophie nicht verstehen; er schätzt unendlich hoch die zwei goldenen Gebote: »Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst!« und: »Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu' auch einem Andern nicht!« Wer frei sein will, muß sich selbst befreien. Thut es ein Andern an ihm, so schleppt er doch immer einige Glieder der Kette nach. Hier handelt es sich um Überzeugung und tiefinnerstes Bedürfnis. — Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, wie einst ein Jüngling im anatomischen Saale, den er erst seit ein paar Wochen besuchte, mit dem Skalpell vor einem Kadaver stand, und kalt und feck sagte: »Es ist ein Pfaffenmärchen, die Unsterblichkeit!« Wenn ein Mann, dessen Geist die Welt durchfliegt, nach langem ehrlichen Forschen und nach tiefen Seelenkämpfen endlich das fürchterliche Wort der Vernichtung spricht, so werde ich ihm nicht zürnen; aber wenn ein Mensch, der nie durch die unendliche Gedankenwelt gewandelt und nie das Unglück in seiner erschütternden Größe geschaut, solch ein Wort leichtthin nachschwägt, zu dem fühle ich mich versucht zu sprechen: »Du bist noch hinter den Ohren feucht, und verdienst eine Ohrfeige.«

Kreuzerblätter und Gassenliteratur.

Wiens beste Geister haben sich bald nach den Märztagen stolz zurückgezogen, sie konnten sich an dem häßlichen Treiben, welches herrschte, unmöglich theilnehmen, und wenn auch bisweilen ihr Ruf erscholl, so ging er im wilden Meeresstürme verloren. Man soll das Volk belehren und veredeln, nicht aber es verwirren und in den Sumpf ziehen. Ich kann für ein Blatt nichts Herabwürdigendes darin finden, daß es auf der Gasse erscheint, eben so wenig, als wenn ein braver Mann oder ein braves Mädchen sich auf der Gasse zeigt. Es hat im Grunde genommen nichts zur Sache, ob ein Blatt in einem Salon, oder in einem kleinen Comptoir, oder in einem »wandernden Bureau« verkauft wird. Noch weniger finde ich etwas Herabwürdigendes

des darin, daß es um 1 Kreuzer verkauft wird. Nur ein literarischer Krämer, der für sein Unternehmen Nachtheil befürchtet, wird sich dagegen ereifern. Das Volk, dem bisher so viel genommen worden ist, hat nur über eine magere Börse zu verfügen. Es hat kaum so viel, um sich Brot für den Körper zu kaufen, und spart sich die Münze vom Munde ab, um sich Seelenbrot zu verschaffen. Die Noth ist groß geworden. Die Pressfreiheit soll nicht, wie vor der Erfindung der Buchdruckerkunst die geschriebenen Bücher, bloß für die Bemittelten und Reichen, sondern besonders für die Armen segensreich wirken. Warum sollte ich den, der in der Nacht, welche durch die lange Knechtschaft über das Volk verbreitet worden ist, eine leuchtende Kerze aufsteckt und dafür bloß einen Kreuzer fordert, weniger achten als den, der für seine Kerze einen Groschen begehrt? »Ein Kreuzerblatt!« das klingt freilich nicht allen Ohren nobel. Aber diese Noblesse ist ein Vermächtniß aus der Zeit des Popses und des alten Regiments! Diese Noblesse hat manches Bürgerhaus zu Grunde gerichtet. Was aber eigentlich ein Blatt zu einem Gassenblatte und verächtlich macht, das ist nicht das »wandernde Bureau,« das ist nicht der Preis, sondern das ist der gemeine, gassenbübische Geist! Und waltet solch ein Geist in einem Zwanzigguldenblatte, so verdient es den Namen: Gassenblatt! Hingegen kann ein Kreuzerblatt, ist es charaktervoll und hat es sich die Aufgabe gestellt, das Volk zu veredeln und zu erheben, in jedem Salon und auf dem Toilett-Tischchen jeder Fürstin liegen, ohne daß die eleganten Räume von ihrer Würde etwas verlieren. In einer Zeit, wo der Bauer neben dem Grafen im Saale der Reichsversammlung sitzt, ist man über solche Dinge hinaus. Kein gescheidter Mensch beurtheilt eine Orange darnach, ob er sie im Garten eines Herzogs vom Baume gepflückt, oder sie von einem italienischen Orangenbuben auf der Gasse gekauft, ob er sie für einen halben Gulden, oder für einen Silbergroschen bekommen hat, sondern nach dem Wohlgeschmack. Welcher Partei haben die Schandblätter genügt? Keiner, oder gerade derjenigen, der sie schaden wollten. Nicht durch Schmähungen, Schimpfen und stallknechtartiges Fluchen, nicht durch Werfen mit Noth und Steinen, nicht durch ein hündisches Alleweltbeißen schadet man der Sache des Gegners. Ohne Maß gibt es keine Tugend; sie liegt zwischen zwei Extremen. Jede Partei geht in ihrer Leidenschaft und in ihrem Trog über die äußerste Linie hinaus; erst von da an beginnt das Unheil. Man soll seinen Feind nicht mit dem Knüttel der Beschimpfung, sondern mit dem Ritterschwerte der Überzeugung auf das Haupt schlagen. So haben Börne, Lessing u. A. gekämpft. Nur wer sich in der Zeit der Gesetlosigkeit selbst ein Gesetz gibt, beweist, daß er ein Mann von Charakter ist.

Der 13. März 1848.

(Nach Lenz's Gedicht: »Der Lenz.«)

Da kommt der März, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß.

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er sonst nie dem alten Necken,
Dem Wetternich hat angethan.

Er gibt sie frei, die Blätter alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Seel'nich's - Falle
So streng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Blätter sink von dannen,
Mit Schimpfereien und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Vernichtetes Geseß.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinklärmen, als ob der Teufel los,
Pränumeranten sich erhaschen
In ihren wandernden Bureau's.

Froh lächelt Östreich, seine Mutter,
Nach ihrem langen Harm,
Und schlingt mit jubelnder Geherde
Das Schönlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lese,
Und zieht ihr schmeichelnd fest
Die schwarzrothgoldene Kokarde
Hervor aus' dem Versteck.

Und seine schwarzen Liguorianer
Schickt er zu Berg und Thal:
»Sagt, daß ihr einmal da gewesen,
Man peitscht euch aus wohl überall!«

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über die Barrikaden des Mai,
Und ruft, das freie Volk zu vertreten,
Den souveränen Reichstag herbei.

Hofwirthschaft in Frankreich.

Die Gräfin Du Barri (ein armes Mädchen von bürgerlicher Abkunft, im Kloster erzogen und in den Grafenstand erhoben gewisser Verdienste halber) war die Maitresse Ludwigs XV. Sie hatte ein jährliches Einkommen von drei Millionen sechsmal hundert tausend Franken, nicht gerechnet die bedeutenden Geschenke. Eines Tages trat sie vor den König und erbat sich für eine Freundin ein Geschenk, das jährlich 40,000 Franken abwarf. Lächelnd verweigerte es der König und sagte: »Aber liebe Marie, wo denkst du hin?« Da stampfte sie mit dem niedlichen Fanni Elßler-Füßchen auf den Boden und rief: »Soll mich doch der Teufel holen, wenn ich Ihnen wieder beschwerlich falle!« Der König war entzückt über den graziösen Hufaren. Er lachte und rief: »Liebe Marie, ich kann dir nichts versagen.«

Die Du Barri liebte das Theater. Sie richtete sogar ein kleines Haus-theater ein. Die Stücke, die daselbst aufgeführt wurden, waren kolossale Ohrfeigen für die Schamhaftigkeit. Prälaten, Kardinäle, Minister und Hofdamen bewarben sich um die Ehre, diesen moralischen Vorstellungen beiwohnen zu dürfen, und lachten herzlich. Sednizky hätte diese Stücke gewiß nicht gestrichen, oder die Du Barri hätte ihn weggestrichen. Das Volk hatte jedoch auch ein Theater. Täglich wurde ein Stück in 5 Akten gegeben, betitelt: »Hunger und Elend!« Es wurde viel öfter gegeben, als der »Zauberschleier« seligen Andenkens. Endlich riß dem Publikum die Geduld, es wollte ein anderes Stück zu sehen bekommen, und revoltirte. Das schob man der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und der Aufhebung der Jesuiten in die Schuhe!

Die Du Barri hatte mehr als eine Million Schulden. Es konnte aber auch nicht anders sein bei ihrem dürftigen jährlichen Einkommen! Wenn

schon die *Du Barri* über eine Million, was werden erst unsere Praktikanten für Schulden haben!

Eine königliche Zahnlücke fanden die Hofdamen und Hofherren so bezaubernd liebenswürdig, daß sie sich, um dem Monarchen ihre unbegrenzte Verehrung zu beweisen, einen Zahn reißen ließen, um auch eine bezaubernd liebenswürdige Zahnlücke zu haben. Mancher Monarch könnte auf dem Sterbepfissen sprechen: »Von der Wiege bis zum Sarge habe ich keine Wahrheit erfahren!«

Ueber die Kautionsstellung der französischen Journale.

Die Debatte über die Kautionsleistung der französischen Journale ist interessant, ihr Resultat aber verdüstert den wahren Freund der Pressefreiheit, der gewiß auch zugleich ein Feind der Pressefreiheit ist.

Die Stimmen für die Entrichtung der Journalkaution lauteten, kurz zusammengefaßt, folgender Weise. Der Aufhebung der Kautionsleistung folgt stets eine schändliche Zügellosigkeit der Presse. Die *Mai-* und *Junitage* sind der Presse zuzuschreiben. Nur die Kautionsleistung sichert der Presse eine würdige Haltung. *Aug. Caillet* vermag nicht zu begreifen, wie man die Kautionsleistung den Tod der Pressefreiheit nennen könne. Gerade sie ist es, sagte er, welche der Zeitungspressen den gehörigen Ernst und Einfluß verschafft. Blätter, meint er, die nicht einmal eine Kautionsleistung aufbringen könnten, hätten keine Partei für sich und auf keine Zukunft zu hoffen.

Die Gegenpartei machte folgende Vorstellungen. Die Kautionsleistung würdigt die Presse zur kaufmännischen Industrie herab. Sie unterdrückt das Recht, welches sie zu verbürgen scheint, und unterwirft den Geist der drückendsten aller Zensuren: der Geldzensur. Das Recht, zu sprechen und zu schreiben, hat der Mensch von der Natur erhalten, und keine Regierung darf ihm dasselbe nehmen. Wenn ihr eine Kautionsleistung einführt, so privilegirt ihr die Presse und verleiht der besitzenden Klasse ein Monopol. Besteuert die Presse, und ihr führt die alte Monarchie zurück. Enget ihn ja nicht ein, den Gedanken, ihr spielt sonst das gefährliche Spiel eines Mannes, der den Dampf zusammenpreßt und ihm den Ausgang versagt. Dann wird der Kessel eines Tages wieder zerspringen, ich sage es euch! Die Zeitungen einer Geldkaution unterwerfen, gehört nach Rußland. Die freie Presse ist eine nothwendige Folge des allgemeinen Stimmrechtes. Die Kautionsleistung wird ihre Wirkung verfehlen. Das beste Mittel gegen Pressefreiheit liegt in der Presse selbst. *Dupras* will die Unterschrift des Verfassers als Kautionsleistung, und wird

von Ledru-Rollin, der die Kaution als eine Präventiv-Maßregel der gefährlichsten Art bekämpft, unterstützt. Flocon ruft: »Wenn ihr eine Kaution einführt, so verlegt ihr das wesentlichste Recht des Menschen, und erreicht dennoch nicht den beabsichtigten Zweck. Machtet den Haupt-Redakteur für die von ihm unterzeichneten Artikel verantwortlich. Dadurch werdet ihr eine wahrhafte Verantwortlichkeit der journalistischen Schriftsteller erreichen.« —

Das Resultat der Debatte war Kautionsleistung. Die Pressfreiheit hat dadurch einen empfindlichen Stoß erlitten. So mancher Arme besitz nichts als sein Talent und seinen Charakter; ihm sind nun haushohe Felsen dadurch in den Weg geworfen, daß man die öffentliche Entfaltung seines Talent und Charakters vom Geldteufel abhängig macht. Die volle Pressfreiheit ist somit nur für den Bemittelten und Reichen, wenn dieser auch ohne Intelligenz und Charakter ist. Gallet's Wort: Blätter, die nicht einmal eine Kaution ausbringen könnten, hätten keine Partei für sich und könnten auf keine Zukunft hoffen, ist äußerst leicht und haltlos. Dieser Mann berücksichtigt nicht das werdende und zukünftige, sondern nur das bereits seit Jahren bestehende Blatt. Wenn es auf nichts Anderes ankommt, als eine Partei für sich zu haben, so kann dieses auf die leichteste Weise das charakterloseste Schandblatt erreichen, wovon wir in Wien Beweise haben. Gerade solch ein Schandblatt kann eine sehr starke Partei gewinnen. Gerade Schandhuden und nichtswürdigen Schwadronören fällt es oft nicht schwer, das geforderte Geld aufzutreiben, indem sie solche Mittel anwenden, zu welchen ein Mann von Charakter sich nie herbeilassen wird. Die Vortrefflichkeit einer Zeitung oder eines Buches hängt durchaus nicht immer mit dem pekuniären Erfolge im innigsten Zusammenhange. Ein Schriftstellertalent ist nur selten zugleich auch ein Kaufmannstalent, und um die geforderte Kaution aufzutreiben, dazu gehört größtentheils etwas ganz Anderes, als schriftstellerische Begabung. Das scharfe, edle Schwert der Pressfreiheit hat durch die Kaution einen häßlichen, zehrenden Rost bekommen. Die Geldzensur ist wahrhaftig die brutalste aller Zensuren. Da wäre es gut, wenn das Talent gleich mit in dem Geldsack auf dem Rücken, oder mit einem Rittergute aus dem Mutterleibe käme. Wollt ihr die Würde der Presse wahren, ohne der Pressfreiheit eine schwere Wunde zu versetzen, so bestimmt keine Kaution, sondern schaffet ein tüchtiges, hieb- und kugelfestes, freisinniges Pressgesetz, und wachet über die Aufrechterhaltung und Erfüllung dieses Gesetzes! Auf solche Weise ist gegen die Zügellosigkeit der Presse gesorgt, und nur so kann man sagen: »Es herrscht Press-

freiheit!« Was zum Schlusse noch die Unzahl der Journale betrifft, wovon die Kautionsvertheidiger sprechen könnten, so ist auch ohne Geldzensur eine bedeutende Verminderung der Blätter zu erwarten, und zwar durch die endlich doch siegende Kraft charaktervoller Talente, durch die und von denselben bewirkte Vereblung des Volksgeschmackes.

Spießbürger und Böpfe als Unruheflüster.

Man nennt die Wähler und Heger gefährliche Menschen. Ebenso gefährlich, wenn nicht noch viel gefährlicher, sind die Spießbürger und Böpfe, die jeden Freisinnigen als einen Wähler und Heger verschreien. Sie selbst sind Wähler und Heger! So erbärmliche Menschen hoffte ich in meinem Leben nicht zu finden. Diese Leute üben den ekelhaftesten Meinungs-Terrorismus aus. Könnten sie, wie sie wollten, sie würden Jeden, der nicht zur Fahne ihrer Rückschrittspartei schwört, an den Galgen knüpfen. Diese politischen Schanzel- und Raschmarktweiber bringen beständige Aufregung hervor, durch ihr rastloses Jammern und Schimpfen über Wähler, Heger und Republikaner. Wenn kein Mensch sich mit der Republik beschäftigt und Alles vollkommen ruhig ist, denkt irgend ein Skribler sich Geld zu verdienen, und läßt ein Plakat drucken, z. B. betitelt: »Hütet euch vor den Republikanern!« Republikaner? Der Titel zieht! Da watscheln und laufen die Spießbürger und Böpfe zu den Straßenecken, drängen sich vorwärts, stellen sich auf die Fußspitzen und sehen über die Köpfe, machen sich klein und gucken durch alle Fugen und Spalten, treten die Leser und Leserinnen rechts und links auf die Hühneraugen, und verschlingen die Zeilen. Dann laufen sie blutroth zu ihren Frauen, Schwiegermüttern, Tanten, Bettern, Neffen, Cousinen, Kauf- und Firmpathen, zu ihren Schneidern und Schustern, zu ihren Kellnern und Stieelpugern, in die Barbier- und Friseurstube, raufen sich die Haare, und wüthen und rasen: »O diese verfluchten Republikaner! Diese Wähler und Heger! Man sollte sie Alle in eine Kanone laden und hinauschießen! Alle möchten sie Minister werden! Ja ja, es wird keine Ruhe werden, es wird keine Ruhe werden, bis nicht die Bomben ihre Schuldigkeit thun!« — Es ist nicht wahr, daß diese erbärmlichen Leute ihren Kaiser und ihr Vaterland innig lieben. Man sehe hinter ihre patriotischen Coulissen, und man wird finden, daß sie nur sich selbst, ihren Geldsack, ihre Dummheit, ihren Egoismus, ihre Engherzigkeit, ihren Zopf

lieben. Wenn eine Flugblatt-Trägerin ruft: »Das ganz neue Blatt von den Pöpsen!« so wüthen sie: »Da sieht man die Literatur! Ist das Pressfreiheit? Das ist Pressfreiheit! O die Schriftsteller! Diese Wähler! Diese Heger! Freilich, freilich, es kann nicht anders sein, das Geschwornengericht läßt ja Alle wieder frei! O, wenn ich zu befehlen hätte! Ich würde nicht lang erst untersuchen, ich brauchte kein Gericht. Gleich lebenslänglich in den Kerker! Oder an den Galgen! Schöne Freiheit das! Es wird keine Ruhe, es wird keine Ruhe, bis nicht 20,000 gefallen sind!« Will irgend ein Mensch von den Arbeitern sprechen, und beginnt er: »Die Arbeiter —« so unterbrechen sie ihn schon und wüthen: »Das gemeine Gefindel! Die Hunde! Fünfzig soll man zusammenbinden, und sie niederschießen!« Und so fort mit Grazie in infinitum.

Ich habe das Vergnügen, hier und da einen solchen Herrn zu kennen. Fühlen sie sich getroffen, so mögen sie sich in Acht nehmen! Mögen sie entweder die großartigen, Achtung gebietenden, unabweislichen Zeitfragen studiren, oder, wenn sie zu schwach dazu sind, sich ruhig verhalten, und nicht rastlos schmähen und wüthen, sie, die auf ihrem politischen Esel zehn tausend Meilen hinter dem Zeitgeiste zurückbleiben. Sonst porträtire ich sie, daß man sie gewiß kennen wird, und übergebe sie sammt ihrem schaudervollen Niesenzopfe der öffentlichen Verachtung!

W i e n.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vormals Strauß).

1848.

Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von C. R. Fröhlich.

Inhalt des IV. Heftes:

Wiener Wochenschau.

Welttheater.

Stempel und Kautionen der Journale?

Konduitenlisten der Beamten und andere
Kanzlei-Übelsände.

Abgerissene Gedanken über Regenten und
ihre Umgebung.

Männliche Erziehung.

Weibliche Erziehung.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

Das »Wiener Wochenblatt« erscheint jeden Sonntag.

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des »Universal-Telegraphen«, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Frankirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 4 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

Meiner Hochachtung

1914

[illegible]

1892 3: 104110

Ueber die Zahl der am 23. August Verunglückten herrschten sehr aufregende Angaben. Viele wollten von ihrer Aussage durchaus nicht absteigen: es wären fast 300 Menschen verwundet, fast hundert getödtet worden. Die meisten Berichte lauteten einseitig, von den Verhöhnungen, Aufreizungen und Angriffen, welchen die Nationalgarde ausgesetzt war, wurde nichts gesagt. Endlich veröffentlichte die Stadthauptmannschaft einen Ausweis; die Zahl der Verwundeten war 64, darunter 54 Männer und 10 Weiber. Todte zählte man 6. Im Ganzen also haben wir 70. Von den 106 Verletzungen bei den Männern waren 87 von vorne beigebracht. Schwere Verletzungen finden sich 33, leichte 73 vor. Von den 10 Verletzungen bei den Weibern waren lebensgefährlich 1, schwer 2, leicht 7. Alle voran. Die Mehrzahl der Verletzten gehört in die Altersklasse zwischen 20—30. Zwischen 40—65 Jahren sind 9, zwischen 15—20 sind 11. Unter 15 Jahren ist kein Verletzter eingebracht. Von der Sicherheitswache sind 13 Mann verletzt, darunter 2 schwer. So der amtliche Ausweis. Und dennoch fanden sich viele Menschen, welche demselben nicht den gebührenden Glauben schenken wollten. »Ja,« sprachen sie, »von denen hat man uns nichts gesagt, die im Wasser umgekommen sind, oder welche so fürchterlich entstellt waren, daß man sie keiner Seele sehen lassen wollte.« Dieses Mißtrauen datirt sich noch aus der alten Zeit her.

Wir haben den zweiten Proceß gesehen. Dr. Adolph Ungar, Redakteur des »Wiener Tagblattes« stand vor dem Schwurgerichte. Der Hausmeisterin Katharina Breitenhuber, am Michelbeurnischen Grunde Nr. 29, galt der Artikel: »Empörender Meineid.« Die Geschwornen sprachen das Schuldig, und Herr Adolph Ungar wurde zu einem Zwöchentlichen einfachen Arreste verurtheilt.

In der Reichstags-sitzung vom 31. August wurden Lasser's 2 Anträge mit außerordentlich freudiger Aufregung und einstimmig angenommen. Der 1. Antrag: »Die Unterthänigkeit und das schugobrigkeitliche Verhältniß sind sammt allen diese Verhältnisse normirenden Gesetzen aufgehoben.« Der 2. Antrag: »Grund und Boden sind zu entlasten; alle Unterschiede zwischen Dominikal- und Rustikalgründen werden aufgehoben.« Rautschitsch's Antrag: »Für einige Lasten soll keine, für andere soll eine Entschädigung geleistet werden,« wurde einhellig angenommen.

Das Finanzministerium hat 5 perz. Kasse-Anweisungen hinausgegeben. Sie lauten auf Beträge von 30, 60, 120, 240, 480 und 960 fl.

Sie werfen für jeden Tag Zinsen zu 5 pct. ab, sind im Verkehre zum Zahlungsmittel geeignet, und geben die Gewährleistung ihrer Einlösung durch die Begünstigung, bei den Steuerentrichtungen und Zahlungen jeder Art verwendet werden zu können.

Am 29. August verbreitete sich das Gerücht, der Nordbahnhof werde mit Kanonen besetzt und in militärischen Vertheidigungsstand gebracht. Das Wahre an der Sache war, daß man von Brünn 3 Kanonen und 6 Pavetten transportirt hatte.

Am 28. August überbrachten die Offiziere der 2. Komp. Landstraße Nationalgarde im Namen ihrer Compagnie der Universität eine ehrenvolle Adresse. Sie sprachen darin den Freiheitskämpfern die Versicherung aus, in der Zeit, wo der Bürger dem Bürger gegenüber stehe, bereit zu sein, für Freiheit und Recht ihr Leben zu opfern.

In einem Saale des Volksgartens haben wir eine Versammlung von etwa 300 Frauen gesehen. Sie trugen schwarzrothgoldene Bänder, zwei oder drei waren mit schwarzgelben zugegen und erregten durch ihre Opposition einen so lebhaften Unwillen, daß sie den Saal verlassen mußten. Man wollte eine Vermittlung zwischen der Nationalgarde und den Arbeitern herbeiführen, und eine Sammlung von Beiträgen veranstalten, um den Arbeiterinnen die 5 abgezogenen Tagelohnskreuzer zu ersetzen. Man konnte sich jedoch nicht vereinigen, auch war das Lokal nicht glücklich gewählt. Die Männer, welche horchten und dem Glasermeister ein Bißchen Verdienst verschafften, benahmen sich nicht besonders ritterlich, und hatten über das zarte Geschlecht, besonders aber über die schwarzgelb Behänderinnen, die schonungslosesten Einfälle.

Montags Fröh, an dem nämlichen Tage, wo die von Radegky übersendeten zehn Fahnen als Siegestrophäen unter klingendem Spiele in das Zeughaus gebracht wurden, fand man einen Municipalgardisten auf der Landstraße, an der Ecke der Bockgasse, erschlagen.

Welttheater.

Ungarn. Die Raizen haben am 19. August in Weiskirchen auf die unmenschlichste Weise gewüthet. Sie banden den Gefangenen die Hände auf den Rücken, umwickelten die Unglücklichen mit Stroh, zündeten dasselbe an, und ließen sie bei lebendigem Leibe verbrennen. Ein Mann wurde, nachdem man ihm die Füße abgehauen hatte, in's Feuer geworfen. Ein Kind wurde gespießt, ein Weib geviertheilt, vielen Gefangenen wurden die Köpfe abgeschnitten. Die Serben haben bereits den zweiten Angriff auf Weiskirchen gemacht,

sind jedoch zurückgeschlagen worden. Am 22. August vereinigten sie sich mit den Walachen, Moldawa wurde von ihnen eingenommen, geplündert und in einen Schutthaufen verwandelt.

Oberkärnten. Hier haben die Bergströme die fürchterlichsten Verheerungen angerichtet. Halbe Dörfer und ansehnliche Feld- und Waldtheile sind spurlos hinweggeführt. Rekrutirung und Jagdrecht haben das Landvolk sehr bedenklich erbittert. Die Remontirungskommissäre sind von Bauernrotten mit Steinwürfen empfangen und verjagt worden. Von Althofen wird berichtet, daß 70 bis 80 Bauern mehrere Jagdliebhaber überfielen, sie nach einem hartnäckigen Gefechte ausraubten, und mit den höhnischen Worten entließen, sie möchten das Wiederkommen bleiben lassen.

Lombardisch-venetianisches Königreich. Am 11. August wurde die Besetzung Mailands durch die Kaiserlichen bekannt gemacht, und verursachte die höchste Aufregung; in Massen strömte der erbitterte Pöbel nach dem Marktplatz, König Albert und seine Armee wurden als Verräther erklärt, Venedig wurde als Republik ausgerufen. Handel und Industrie sind gänzlich gelähmt. Der Adel, der Kaufmanns- und Bürgerstand wagt nicht auf öffentlichen Wegen zu erscheinen, denn er fürchtet ein Proletariat von 60,000 Mann.

Schlesien. Am 7. August veröffentlichte der schlesische Landtag, welcher am 19. Juni zusammentrat und am 19. Juli seine Sitzungen schloß, eine Übersicht der berathenen Gegenstände und gefaßten Beschlüsse. 1. Entwurf einer neuen Geschäftsordnung. 2. Die Provinzial-Verfassung Schlesiens. 3. Entwurf einer Gemeindeordnung für Stadt- und Landgemeinden. 4. Prüfung des Hauptland-Domestikalfondes. 5. Ablösung der Robot und der anderen Urbarial-Schuldigkeiten. 6. Anschluß an Böhmen. (Die Stadt und Herrschaft Freudenthal und die Stadt Engelsberg überreichten eine Adresse, worin sie sich gegen jede Vereinigung mit Böhmen erklären.) 7. Adresse an den Erzherzog Reichsverweser. 8. Anleihen von 105,000 fl. C. M., mit der Nationalbank abgeschlossen zur Unterstützung der Gewerbe. 9. Bau der Straße von Komna nach Nowawka. 10. Verschiedene Petitionen, welche größtentheils an das Ministerium des Innern gesendet werden.

Baiern. München. 21. August. Das Gerücht, der sogenannte »Haus- und Staatsschatz« wäre nicht oder nur theilweise mehr vorhanden, hatte eine lebhafteste Volksaufregung zur Folge. Seit 3 Monaten waren diese Kostbarkeiten nicht mehr öffentlich zu sehen. Die gesammte Garnison mußte die Residenz besetzen. Es kam zu einem Konflikt des Militärs mit dem Volke, es wurde gefeuert, und man zählt etwa 12 Verwundete. Am 22. August erklärte der königl. Ober-Hofmeisterstab, daß sich der Haus- und

Staatschag ganz und unverfehrt in allen feinen Theilen in München aufbewahrt befände, und fie mit ihrer Dienfipflicht dafür einfehen und haften.

Frankreich. Paris. Am 24. Auguft verfammelten ſich 63 Redakteure in der Richelieuſtraße, um gegen Cavaignac's Preßbeſchränkung Profeft einzulegen. Der gegenwärtige Zuſtand der Preſſe ſei der Republik unwürdig, und ſchlimmer ſelbſt als die Zenſur.

Am 19. Auguſt, als die Nationalverſammlung ihre Sitzung hielt, verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, mehrere tauſend Frauen und Kinder der Inſurgenten hätten ſich zuſammengerottet, um über die Boulevards dem Revolutionsplaze zuzuziehen, und der Nationalverſammlung eine Bittſchrift zu Gunſten ihrer eingesperrten und deportirten Männer oder Väter zu überreichen. Eine bedeutende Menge Truppen zogen in die Nähe des Sitzungsſaales, und ein Kavallerie-Regiment ſperrte die Konfordienbrücke. Die Berathung wurde jedoch nicht geſtört.

Arbeiter kommen in Maſſen aus Lyon nach Paris. Man vermuthet, daß ſie ihren Kameraden bei einem Aufſtande beiftehen wollen. Ein junger Mann wurde verhaftet, welcher ſich mit mineralogiſchen Studien zu beſchäftigen vorgab. Er hatte ſeine Wohnung auf der Kuppe des Berges Andon, und war Mitglied einer Geſellſchaft, welche eine telegraphiſche Linie zum Behufe der Inſurrektion ziehen wollte.

London. Am 16. Auguſt ſollte ein allgemeiner Aufſtand ausbrechen. Die Chartiſten wollten ſich in großen Maſſen und bewaffnet auf 4 Punkten von London verſammeln und mit Anzündung der Häuſer beginnen. Durch die Denuntiation eines Zimmermannes wurde der Plan vereitelt. Viele Verhaftungen fanden Statt. Die Chartiſten ſegen jedoch ihre Verſammlungen fort, nur wählen ſie keine Häuſer, ſondern kommen auf Feldern und Wieſen um Mitternacht zuſammen.

Warschau. Das Volk iſt hier allerdings in bedeutender Aufregung, aber eine Verſchwörung hat wenigſtens bis zum 20. Auguſt nicht Statt gefunden.

Stempel und Kautionen der Journale?

Es läuft das Gerücht herum, die Journale ſollen mit Stempel und Kautionen beſtetet werden. Dieſes Gerücht macht bereits böſes Blut. Die Erfüllung dieſes Gerüchtes würde aber ein noch böſeres machen, gewiß bei Allen, welche die Folgen erkennen, welche die Beſchränkung der Preßfreiheit für die Freiheit überhaupt nach ſich ziehen würde. Wir ſchenken jedoch dieſem Gerüchte keinen Glauben! Denn:

Alle rechtlich Gefinnten bauen feſt auf das Wort des Kaiſers, der ge-

sagt hat, von den bisherigen Errungenschaften solle kein Jota hinweggenommen werden. Ferner:

Unsere Volksvertreter haben in Frankfurt am 18. August 1848 beschlossen: »Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Pressfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise, namentlich weder durch Zensur, noch durch Konzessionen und Sicherheitsstellungen (d. i. Kautionen), oder durch Staatsauslagen (d. i. Stempel und Lizenzen), noch durch Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, noch durch Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werde. Über Pressvergehen wird durch Schwurgerichte nach einem zu erlassenden Reichsgesetze geurtheilt.« — Ferner:

Wer die Pressfreiheit beschränkt, setzt der Freiheit den Dolch gerade an's Herz! — Ferner:

Solch ein Schritt wäre volksfeindlich! Solch ein Schritt würde bezwecken, das arme Volk in das Metternich'sche Verdummungssystem zurückzudrängen. — Ferner:

Man wird nicht an die Fittige eines karaktervollen Talentes Bleigewicht hängen wollen! — Ferner:

Eine Geldzensur ist die brutalste und ungerechteste aller Zensuren! — Ferner:

Will man durch eine Journalsteuer dem Staate Geld zuwenden? Wahrscheinlich, ein vortreffliches Mittel!!! Weiß man nichts Besseres, um dem Staate zu helfen? — Ferner:

Es wird wohl Niemand die unabsehbaren Folgen solch eines Beschlusses auf sein Gewissen laden wollen, denn er hätte eine Last, die ihn sicher erdrücken würde! — Endlich:

Jene Edlen, die am 13. März mit Gefahr ihres Lebens die Freiheit erkämpft haben, erkämpft zur Rettung, zur Bewunderung und zum Danke der ganzen Monarchie, würden nicht schlafen, sondern auch die treuen, muthigen Wächter dieser Freiheit sein!

Nein! nein! Beruhigt euch, dieses Gerücht darf und wird sich nicht erfüllen.

Die Konduitenlisten der Beamten und andere Kanzlei- Uebelstände

Der Abgeordnete Herr Zimmer hat in der Reichsversammlung von den geheimen Konduitenlisten der Beamten gesprochen, und das Ministerium

des Innern gefragt, ob dieselben noch fortbestehen. Wenn schon von den Leiden und Qualen des Beamtenstandes die Rede ist, warum wird nicht auf noch größere Übelstände Rücksicht genommen? Es wäre endlich die höchste Zeit, daß für die Subaltern-Beamten ein 13. März aufginge. Bisher ist für die Verbesserung dieser Zustände nicht das Geringste geschehen, obwohl dort Gram und Elend in tiefer Stille herrschen, und obwohl schon längst viele starke und wahre Stimmen laut geworden sind. Sollte nicht eine Gehaltsregulirung der Subaltern-Beamten in Antrag gebracht werden? Die erste Anstellung ist dergestalt beschaffen, daß der Mann, welcher nach vielmehrjährigen Praktikantendiensten endlich zum Genuße des täglichen Brotes gelangt, nicht, ohne auf die alten Schulden neue zu häufen und die Beute des Wuchers zu werden, leben kann. Von den 300 fl. werden im ersten Jahre der Anstellung 100 fl. Taxen abgezogen; es bleiben daher für jeden Monat 16 fl. 40 kr. Viele erste Anstellungen, namentlich bei den Finanzbehörden, bestehen sogar nur in 250 fl. Man überrechne doch gefällig, was das eingeschränkste und wirthschaftlichste Leben in Wien gegenwärtig fordert. Das ganze Leben ist längst ein anderes geworden, nur die Besoldungen der Subaltern-Beamten sind dieselben geblieben. Der Holzhauer und Tagelöhner, wenn sie fleißig sind, erwerben sich mehr. Wenn nicht auch in diesem Punkte eine Änderung eintritt, so sind Schulden, Noth, Verarmung, Vernachlässigung des Dienstes und Mißachtung des Beamten unvermeidlich, und mancher häßlichen Handlung und dem Verderbnisse des Beamtenstandes sind Thor und Thür geöffnet.

Ferner: Wie lang wird noch die Ungerechtigkeit des Praktikantensessens dauern? Kennt Herr Zimmer

Das Rand, allwo die Praktikanten blühen,
Acht Jahre lang vergebens nach Besoldung glühen,
Gewissenvolle Chefs im holden Wahne schweben,
Daß von der Luft die zarten Praktikanten leben?

Wer mir mein Geld raubt, fügt mir einen Schaden zu; aber ich kann mein Eigenthum vom Räuber wieder bekommen. Wer mich aber mit falschen Hoffnungen jahrelang hält, wer mir stets nichts Anderes als Versprechungen gibt, ohne dieselben nach Ablauf von Jahren zu erfüllen, wer dieses schändliche Spiel 8 Jahre und noch länger treibt, der vergiftet das Vertrauen, der ist noch ärger als der Räuber, denn er nimmt mir etwas, das er mir nie mehr zurückerkennen kann: meine besten Jahre, und sogar meine Gesundheit! Man sage einem jungen Manne, wenn er in die Kanzlei aufgenommen wird, gleich mit Entschiedenheit: »Sie müssen sich auf 8 oder 9 Praktikantenjahre gefaßt machen; weder Fleiß, noch Intelligenz

und Talent werden Ihnen früher zu einem Brote verhelfen. Wollen Sie sich dazu herbeilassen, und sich darüber nicht beklagen?« Das wäre besser, als falsche Hoffnungen machen, beständig täuschen und hinhalten. Ein geschickter und begabter Mensch wird bei einer so entschiedenen Sprache sich seine Subsistenz wo anders gründen, als am Kanzleitsche. Wahrheit und Gerechtigkeit! Mehr verlangt man ja nicht.

Abgerissene Gedanken über Regenten und ihre Umgebung.

Wird ein König geboren, so verkündet es der Mund der Kanonen dem Volke. Das Taufgeschenk eines Königs sind 20 oder 30 Millionen Menschen. Zieht der Königs Knabe sein erstes Höschen an, und fährt er, von seinem Erzieher begleitet, aus, so sieht er in den Gassen und Straßen 100,000 Menschen, welche die Hüte von den Häuptern nehmen. Der Erzieher sagt ihm selten, oder nur verblümt: »Kleiner Königs Knabe, glauben Sie ja nicht, daß Sie, weil Hunderttausende nun in Ehrfurcht die Hüte abnehmen, aus einem edleren Stoffe geschaffen sind, als diese Menschen. Es ist Zufall oder Fügung, daß Sie nicht von einer armen Ruhmagd geboren worden sind. Dann hätten Sie nicht ein so feines Höslein an, würden nicht in diesem goldgeschmückten Wagen fahren, sondern auf der Gasse barfuß laufen und hungrig sein. Sehen Sie, Greisenhäupter mit schneeweißen Haaren, 60jährige Mienen, gezeichnet mit den Furchen des schweren, eisernen Lebens, grüßen Sie so freundlich! Diese Leute kennen die Welt, besitzen Erfahrung, haben Noth und Mangel gelitten. Das Alles ist Ihnen noch unbekannt, wird Ihnen vielleicht lebenslänglich unbekannt bleiben, Königs Kind! Lernen Sie Ihr künftiges Volk kennen, und trachten Sie einst es glücklich zu machen, wenn Sie selbst ein glücklicher Herrscher zu sein verlangen.« —

Der Königs Knabe ist zum Jüngling gereift. Er ist bereits hundertmal porträtirt und von brillantnadelsüchtigen Dichterlingen an jedem Namens- und Geburtstage besungen worden. Er ist schon in einer Schlacht gewesen. Und weil die Schlacht gewonnen worden ist, oder weil er eine Fahne in der eroberten Stadt aufgepflanzt hat, ist er im Lande ein »Held« genannt worden. Die todesmuthigen Grenadiere, die sich wie eine Mauer vor ihn stellten und mit ihren Brüsten die Kugeln auffingen, die braven Husaren, die ihn in ihre Mitte nahmen und sich in Stücke hauen ließen, als er die Fahne aufpflanzte, schlafen ein Bischen tief und lang, und das Lied sagt nichts von ihnen. Ist der Königsjüngling demüthig, so sagt er: »Nicht mir gebührt der Ruhm, der geringste meiner Soldaten ist tapferer gewesen als ich. Mich ekeln sie an, die mich mit Gewalt zum Helden stempelnden Gedichte und

Porträte. Ich sehe schon, ein König bekommt Alles auf der Welt, nur nicht Wahrheit!« —

Der Königsjüngling bekommt viele Bücher zu lesen. Man sorgt jedoch, daß er kein Buch bekomme, wo den Königen scharf die Wahrheit gesagt und über die unveräußerlichen Menschenrechte gesprochen wird. Er lernt, wie man vor grüzenden Millionen den Hut abnimmt, wie man sich an der königlichen Tafel zu benehmen hat, und den Prinzen und Prinzessinnen antwortet, er lernt Wissenschaften, Sprachen, er ist den ganzen Tag beschäftigt, ein Lehrer geht fort, der andere kommt — nur Eines lernt der Jüngling nicht: Sein Volk und die Wahrheit kennen. —

Er besteigt den Thron seines Vaters. So oft er durch die Straßen fährt, ist der Jubel »unermesslich.« So sagen wenigstens die Zeitungen. Es fehlt bei vielen Gelegenheiten nicht an bekränzten, weißgekleideten Mädchen, Triumphbögen u. dgl. Firlifanz. »Sehen Eure Majestät,« sagen die ihn Umgebenden, »Ihr Volk ist das glücklichste unter der Sonne, und betet Sie an!« —

Schon seit längerer Zeit hört der Monarch, daß das Volk über das kleine Brod klagt. Er will sich einmal selbst davon überzeugen, und sagt zu Einem aus seiner Umgebung: »Bringen Sie mir eine Zweikreuzer-Semmel.« Man bringt sie ihm. Das Gebäck ist für 2 fr. groß genug, der arme Bäcker kann es kaum anders geben. »Was will denn das Volk?« fragt der Monarch, der nicht weiß, daß man ihm 1 fr. geschenkt und ein Groschenbrod gebracht hat. —

Der Monarch will ausfahren, und spricht: »Dorthin will ich fahren.« Da sagt Einer aus seiner Umgebung: »E. M., ich bitte, die Wege sind dort äußerst schlecht und werden eben ausgebessert. Nach N. N. wäre die Spazierfahrt sehr angenehm.« Es geschieht. Man hat vor der Spazierfahrt des Königs durch Spione in Erfahrung gebracht, das hungernde, gutmüthige Volk wolle den Wagen anhalten, und dem Monarchen eine Bittschrift um Abhilfe der grenzenlosen Noth überreichen. Darum waren die Wege schlecht und mußten eben ausgebessert werden. —

In einer Kanzlei wird ein geschickter, reichbegabter Mann unterdrückt und mißhandelt. Endlich erpreßt ihm der Zorn die Worte: »Ich werde zu meinem Monarchen gehen, und es ihm sagen!« Man lacht ihm in's Gesicht und sagt höhnisch: »Glauben Sie, daß es so leicht ist, mit dem Monarchen zu sprechen, wie man mit Ihrem Better spricht?« Er ruft: »So werde ich mich schriftlich beklagen.« Man antwortet ihm: »Das bleibt Ihnen unbenommen. Der Monarch ist gerecht; versuchen Sie es und verklagen Sie die Stelle bei ihm.« Der Mann weiß wirklich seine Bittschrift vor den Monar-

chen zu bringen. Der Monarch übersendet sie der verklagten Stelle zur Äußerung. Die Stelle äußert sich. Dem Monarchen wird der Kläger als der untauglichste, verworfenste Mensch geschildert. Bis in seine Kindheit wird zurückgegangen, und es ihm zur Last gelegt, daß er schon mit 2 Zähnen auf die Welt gekommen ist, und gleich die Hebamme in den Finger gebissen hat. Die Erledigung der Eingabe lautet: »Diesem Gesuche kann keine Folge gegeben werden.« Dann folgt ein Verweis und eine Drohung. Bei der nächsten Befegung wird er präterirt, und man sagt ihm trocken in's Gesicht: »Gehen Sie zum Monarchen und klagen Sie.« —

Es gibt Dörfer, wo das fürchterlichste Elend wüthet. Schmutz, Krankheit, Hunger, Jammer! Wenn z. B. in Schlessien eine Mutter ruft: »Ich habe keinen Bissen Brod mehr für meine Kinder!« nimmt eben Fürst Metternich lächelnd ein Stück Lortz auf den goldgeränderten Teller. Ich möchte nicht von dieser Lortz essen, weil ich unwillkürlich an die Karlsbader Akte denken würde. Ich möchte nicht seinen süßen Wein aus dem zierlich geschliffenen Glase trinken, weil ich fürchten müßte, die Thränen und das Blut der Nationen in mich zu schlürfen. —

Ein Magier soll ein Pulver besessen haben, womit er Jedem, der es mit Wein vermischt trank, Schlaf und beliebige Träume hervorrufen konnte. Ich wünschte das Pulver zu besitzen, und es dem Metternich in den Wein werfen zu können. Ich ließe ihn nur eine Stunde hindurch träumen, er wäre ein geborner Pole, des gefallenen Kosziusko Bruder, und liebte glühend sein unglückliches Vaterland. Oder er hätte eine große Dichteranlage, wäre arm, und stünde unter Sedlnigky's Zensorstifte. Oder er wäre ein Bauer mit Weib und 5 Kindern in einem schlessischen Dorfe, wo der Hungertyphus wüthet. Metternich würde dann sich selbst kennen lernen. —

Die Amler legen gute, haarscharfe Rechnung. Jeder halbe Kreuzer wird berechnet. Endlich kauft sich der Hofrath um Einmal hundert sechzig tausend Gulden oder darüber eine Herrschaft, und setzt sich in die Ruhe. Der glückliche Mann! Das Geld, sagt man, hat er aus der Lotterie gewonnen. Weiß der Teufel, ich kann nicht so glücklich sein, etwas zu gewinnen, vielleicht deswegen, weil ich nie in die Lotterie setze. —

Ein edler Monarch war Kaiser Leopold I. Er strebte sein Volk kennen zu lernen. Er ließ daher jeden Menschen vor sich, den Höchsten wie den Geringssten. Er sprach mit ihm, erforschte seine Noth, und war grenzenlos barmherzig. Er schärfte dem Fürsten von Salm ein, dem Thronfolger die Fehler des Vaters ja nicht zu verhehlen, sondern sie ihm unverschleiert zu zeigen, damit er sie vermeiden könnte. —

Kaiser Joseph war stark und groß. Er ging in die Hütte des Gering-

sten, um sein Volk kennen zu lernen. Aber er hatte in seiner Umgebung keine Ebenbürtigen. Seine Zeit warf ihm Berge in den Weg. Er starb am gebrochenen Herzen. Er wollte zur Grabschrift haben: »Hier ruht ein Monarch, der stets das Gute wollte, und dem es nie gelang!« Da reitet er nun auf seinem ehernen Pferde auf dem Josephsplatze, und ich kann nie an ihm vorbeigehen, ohne wehmüthig an jene Grabschrift zu denken. —

Ferdinand, unseren Kaiser, darf man, ohne zu schmeicheln oder zu kriechen, gütig nennen. Er hat es häufig bewiesen, und glänzend bewiesen in den Märztagen. Er wollte keinen Tropfen Bürgerblut vergießen, er wollte nicht einmal einen Versuch machen. Andere Monarchen haben nicht so gedacht, und die Volksbitte um die unveräußerlichen Menschenrechte mit Kanonen beantwortet.

Männliche Erziehung.

Der Erziehung ist die höchste und liebevollste Aufmerksamkeit zu widmen. Sie muß bei der so tief eingreifenden Reform unserer gesellschaftlichen Verhältnisse eine andere sein als die bisherige. An Körper und Seele ungesund und zerrüttet erblicken wir so viele junge Männer; das Studierzimmer, der Kanzleitsch, das frühe Pflücken der Frucht vom Baume der Wollust u. s. w. hinderten nicht selten die naturgetreue Entfaltung des Körpers, Engbrüstigkeit, Hämorrhoiden, Nervenschwäche, Hypochondrie u. dgl. sehen wir überall. Gymnastische Übungen können nicht genug empfohlen werden.

Im Hinblick auf die Volkswehr mögen die Eltern und Erzieher bedacht sein, Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und Muth zu erwecken und zu kräftigen. Der Muth kann durch gymnastische Übungen, geschickte Handhabung der Waffen, klare Beleuchtung der Gefahr und des Schutzmittels, wie auch dadurch gestärkt werden, daß schon der Knabe für die große Bedeutung seines Vaterlandes und der Zeitinteressen, für die er einst zu kämpfen hat, Sinn und Herz bekomme. Die Neuzeit fordert eine frühzeitige Abhärtung des Körpers. Mancher Mensch hat nicht immer den erforderlichen Muth, weil seine Phantasie sich zu reizbar und zu empfindsam entwickelt hat; er kann sich in den brennenden Schmerz der Bajonnet- und Kugelwunde äußerst lebhaft hinein fühlen, er fühlt die entsetzliche Qual des verstümmelten Kriegers, der nach der gelieferten Schlacht verlassen auf der Erde stirbt, er hört über sein vom Fieberschmerz umwölkttes Antlitz hundert Pferde hinweggaloppiren, er fühlt sich von den Hufen die Hirnschale zerschmettert. Dieser empfindsamen Phantasie kann nur im Knabenalter vorgebeugt werden, später ist kaum mehr ein Mittel dagegen, höchstens vielleicht Begeisterung für das Große und Herr-

liche, heldenartige Vorbilder, mächtiges Wachrufen des Ehrgefühls und Lebensverachtung.

Auch die Pressefreiheit erfordert Muth. Früher waren die Namen so vieler Menschen nicht dem öffentlichen Lobe oder Tadel ausgesetzt; jetzt sind sie es; ein zu reizbares Gemüth kann dabei sehr leiden. Bewußtsein, Selbstbeherrschung, Stärke und Muth, um den empfangenen Hieb zurückzugeben, und Verachtung literarischer Waschweiber und Buben soll man sich eigen machen.

Geschichte und Politik werden für den Jüngling und Mann äußerst wichtig sein.

Auf Repräsentation ist bisher größtentheils nur bei Kavaliersonziehung gesehen worden; man sollte aber überall darauf sehen. Von der äußeren Erscheinung, von einem männlich schönen und edlen Auftreten hängt unendlich viel im Leben ab. Die reichste Seele wird oft nicht erkannt, weil die Kunst der Repräsentation fehlt; ein tüchtiger Gehalt sollte auch eine gefällige gewandte Form haben. Manche vortreffliche, reichbegabte Menschen sind sehr linksch, menschenfeind, und in geselligen Kreisen kaum genießbar, nur beim Schreibpulte, oder vor den Augen des Freundes und der Freundin entfaltet sich ihr inneres Wesen. Dieses Übel hat seinen Grund in der frühesten Erziehung.

Wichtig ist die parlamentarische Beredsamkeit. Der Knabe lerne denken, und das Gedachte in der einfachsten Sprache, ohne Komödiantenpathos und Eitelkeit jeder Versammlung darzulegen.

Weibliche Erziehung.

Wir Männer lieben Einfachheit der Sitten und der äußeren Erscheinung. Wir lieben die höchste Keuschheit und eine geschmackvolle Kleidung. Es gibt Männer, die nicht bloß mit dem Herzen, sondern auch mit der Phantasie lieben; wird unsere Phantasie verletzt, dann haben wir vielleicht noch immer Mitleid und Güte, aber keine Liebe, denn der heimliche Ekel hat sie getödtet. Dieser Ekel läßt sich durch keine Philosophie und durch nichts in der Welt wegräsonniren, er ist der aufdringlichste Gast, und nur zu oft der Grund der Untreue. Solch ein Mann ist oft mehr zu bedauern, als das sich grenzenlos unglücklich fühlende Mädchen, das er nicht mehr zu lieben vermag, und das er doch nicht elend machen möchte. Dieser Wink wird häufig in der Ehe vergessen.

Wir Männer lieben aber auch nicht die Sucht nach Pug, Glanz und Vergnügen, wie wir sie in der absoluten Monarchie erblickt haben. Wir

haben zu wenig Geld für goldenes Geschmeide, Sammt, Seide u. s. w. Einem Hofrath sagte einst sein Freund im vertraulichen Gespräche: »Lieber Freund, du mußt schon nicht böse auf mich werden, daß ich dich auf dein Töchterlein aufmerksam mache. Habe doch besser Acht auf sie! Man hat sie schon öfters in einem gewissen Gasthause mit fremden Männern gesehen, während du vielleicht geglaubt hast, sie sei bei einer Freundin.« Der Vater wollte es nicht glauben. Er rief die Tochter in sein Zimmer, schob den Riegel vor, und ging dem schönen Kinde scharf an's Gewissen. Das Mädchen erwiderte naiv genug und weinend: »Ja, Vater, es ist so, wie du sagst, aber von dem, was du mir gibst, kann ich ja nicht meinen Puz bestreiten.«

Whistkarten, Singen, Tanzen, Klavierspiel, Bälle — das Alles ist nicht so übel, muß jedoch bedeutend in den Hintergrund gerückt werden. Die Zeit ist ernst geworden. Wir fühlen bald eine Abneigung gegen leere, seelelose Geschöpfe, die an nichts Besseres denken. Sucht nach Puz und Vergnügen hat den Wunsch nach einer glänzenden Partie, nach einer glänzenden Versorgung zur Folge. Man sieht auf Titel oder Geld. Ein intelligenter, tiefführender Mann muß daher dem Sohne eines Hofrathes oder Hunderttausendgulden-Mannes weichen. Irgend ein Unglück macht solch eine Ehe grenzenlos unglücklich.

Wir sehen gern die jungen Frauen mit schneereinen Händen und mit der Schürze in der Küche. Wir, ohne unbillige Forderungen zu machen, lieben jedoch nicht bloß die Hausfrau, die Hauswirthin, wir wünschen an dem Mädchen unserer Wahl auch eine Freundin, eine Begleiterin unsers Geistes zu haben. Es läßt sich sehr gut, wenn ein Mädchen die größten Männer der Vorwelt und der Neuzeit kennt, wenn sie in der Geschichte, vorzüglich in der vaterländischen bewandert ist, wenn sie von der Geographie, Naturgeschichte und Physik etwas versteht, und die Werke der Dichter und Schriftsteller gelesen hat. Auf solche Weise werden Verstand und Gemüth gehörig ausgebildet. Wir wollen aber damit noch keineswegs eine Gelehrte.

Man glaube auch ja nicht, es sei schon Alles gethan, wenn das Mädchen ein weiches Herz hat. Ein zu weiches, gleich zu Thränen geneigtes und zerfloßenes Herz kann einen Mann, besonders den heftigen und leidenschaftlichen, wahrhaft tyrannisiren. Zwischen einem weichen Herzen und Tiefgefühl ist ein großer Unterschied. Weiche Herzen welken früh, und brechen zusammen in häuslichen Stürmen; aber an einem tiefführenden und starken Frauenherzen bricht sich die Heftigkeit des leidenschaftlichen Mannes. Wer die Abgründe der Liebe kennt, weiß auch, daß allzu viel Weichheit des weiblichen Herzens den liebenden Mann sogar zur Grausamkeit reizen kann. Also nicht auf ein zu weiches, sondern auf ein tiefes und starkes Mädchenherz sei man bei der Erziehung bedacht.

Wie schon gesagt, wir lieben ein Mädchen beim Klavier, wir lieben Gesang; es ist auch gut, wenn das schöne Kind diese oder jene Sprache zu sprechen versteht. Aber die Muttersprache geht uns über jede andere Sprache; die Hausfrau und Freundin geht uns über die Klavierspielerin und Sängerin.

Tiefe Religiosität ist natürlich das erste Erforderniß eines weiblichen Herzens. Das Mädchen soll fromm, aber nicht bigott sein. Ein frommes Frauenherz wird den Volkslehrer und echten Priester ehren, ein bigottes die Beute eines listigen Pfaffen werden.

Wiener Wochenblatt.

Verlegt von J. J. Neumann, Neudruck, 1848.
Preis 12 Kreuzer.
In der Buchhandlung des Verlegers zu haben.

Verlag von J. J. Neumann.

1848

(Herausgegeben von J. J. Neumann)

1848

Verlag von J. J. Neumann.

Das Wiener Wochenblatt ist eine der ältesten und berühmtesten Zeitungen der österreichischen Monarchie. Es enthält eine reichhaltige Auswahl von Nachrichten, Berichten, Artikeln und Anzeigen. Die Redaktion ist in Wien, in der Neudruck, 1848, unter der Leitung von J. J. Neumann.

Die Abonnenten des Wiener Wochenblattes erhalten die Zeitung wöchentlich zu Hause geliefert. Der Preis beträgt 12 Kreuzer pro Nummer. Für den Jahresabonnement beträgt der Preis 12 Schilling.

W i e n.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vormals Strauß).

1848.

Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von C. R. Fröhlich.

Inhalt des V. Heftes:

Wien.

Welttheater.

Was fehlt für unsere Zustände?

Protektion.

Eine äußerst schätzenswerthe Interpellation
von Löhrer.

Das Notizenbuch des Teufels.

Kloster und Mönch.

Auch ein Geistlicher, dem der 13. März ein
Dorn im Auge zu sein scheint.

Wann wird die Freiheit herrschen?

Die Congreve'schen Raketen.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

Sonntag, 10. September 1848.

Das „Wiener Wochenblatt“ erscheint **jeden Sonntag.**

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des „Universal-Telegraphen“, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Frankirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 4 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

Wien.

Man hat Anstalten getroffen, um einen gefürchteten Gast gehörig zu empfangen. Die Cholera dürfte uns mit ihrem Besuche kaum verschonen; die betrübende Armuth, welche herrscht, der ungewöhnlich schwere Kampf mit den prosaischen Tagesorgen und die beständige Aufgeregtheit der Gemüther könnten dem Feinde sehr förderlich werden: Mäßigung, Beherrschung der Furcht und Gemüthsstärke gehören gewiß zu den sehr empfehlenswerthen Schutzmitteln. Man erzählt sich vortreffliche Wirkungen von dem Badener Liqueur, mit Muskatnuß-Pulver genommen. Peyserl, Arzt in Wien Nr. 1035, empfiehlt die *tinctura opii simplex*, Senfteig auf die Magengegend, und besonders das öftere Darreichen des warmen Drangenblüthenthees. Das Stadt-Konvikt, das Gebäude der Liguorianerinnen am Rennwege und das der Pazmaniten in der Leopoldstadt werden zu Cholera-Spitälern verwendet werden. —

Das Geschwornengericht entfaltet in lobenswerther, freisinniger Weise seine Wirksamkeit. Wenn man vor dem Tribunal des Gewissens nicht bestehen kann, soll man sich an kein Geschwornengericht wenden, denn sonst könnten Einen sowohl die Paragraphe des Strafgesetzbuches, als auch die Kunst des Anwalts im Stiche lassen. Ein Freiherr v. Schloßnigg fühlte sich verletzt, als der Redakteur der »Wiener Ragenmusik,« Herr Sigmund Engländer, in der Ankündigung des Blattes sagte: »Die Schloßnigge oder Auspfänder, eine Rubrik für Wucherer, Hausherren und andere Menschenfreunde.« Engländer kämpfte tüchtig für seine Sache, sowohl vom streng-juridischen, als auch vom Standpunkte des Menschlichkeitsgefühles, und als endlich ein Zeuge eidlich aussagte, der Freiherr habe in einer Miethsangelegenheit sein gegebenes Wort gebrochen und sich vor Gericht eines Meineides schuldig gemacht, konnte der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Ellinger den Kläger nicht mehr retten, und es erfolgte das Nichtschuldig der Geschwornen. —

Der Name »Borrosch« ist in diesen Tagen leuchtend hervorgetreten. Auf des Justizministers Wort: »Die Reichsversammlung sei berufen worden, die Verfassung zu berathen und dieselbe mit Seiner Majestät zu vereinbaren,« sprach Borrosch Folgendes: Er erklärte sich als einen Feind sowohl der Aristokraten als der Demagogen. Er meine es ehrlich sowohl mit dem

Kaiser als mit dem Volke, und werde in Wort und That stets Entschiedenheit bekrunden. Der Kaiser selbst habe in einem seiner Manifeste das Volk als mündig anerkannt, indem er das Zugeständniß machte, das Volk möge sich seine Verfassung selbst schaffen, das Ministerium hingegen scheine durch sein sonderbares Verfahren die Reichsversammlung als unmündig zu erklären. Ein Ministerium, das stark und redlich für die Sache des Volkes kämpfe, bedürfe keiner Stütze, und könne nicht gestürzt werden, und nur so lang er Stärke und Redlichkeit bemerken werde, wolle er ein Vertheidiger des Ministeriums sein. Der Reichstag habe die Rolle eines Vermittlers zwischen Reaktion und Demagogie. Wird man der Volksache untreu, so werden Reaktion und Anarchie ein fürchterlich blutiges Schauspiel herbeiführen, aber am Ende wird doch die Volksfreiheit siegen. Borrosch stellte die Frage: ob das Ministerium unter der Sanktion und der verfänglichen »Vereinbarung« etwas Anderes verstehe, als die bedingungslose Erfüllung der Reichstagsbeschlüsse durch die vollziehende Gewalt; ob das Ministerium der Kundmachung jener Beschlüsse, welche der Reichstag schon jetzt veröffentlichen wolle, die ministerielle Mitwirkung zur Sanktion verweigern werde; und ob das Ministerium bei der etwaigen Bejahung der einen oder der anderen Frage die volle Verantwortlichkeit für die entspringenden Folgen auf sich nehmen werde. — Wie Doblhoff's Erwiderung lautet, theilt hinsichtlich der ersten Frage das Gesamtministerium die Ansicht des Justizministers Bach. Das Ministerium hoffe von der Gerechtigkeit und Gnade des Kaisers die gewisse Annahme aller Reichstagsbeschlüsse, und nehme endlich nicht blos die moralische, sondern auch die rechtliche Verantwortung auf sich. — Borrosch erhielt einen Fackelzug, und sprach zum Volke, das sich äußerst zahlreich versammelt hatte, daß er für die wahre Freiheit leben und sterben, daß er mit dem freien Volke stehen oder fallen werde. —

In einer Plenar-Sitzung des Studenten-Ausschusses ist die Purifikation der akademischen Legion beschlossen worden. Was die Legion durch diese Sichtung an äußerer Stärke einbüßt, wird sie an innerer Stärke doppelt gewinnen. —

Der Minister Schwarzer soll einen Konsulatsposten in Hamburg erhalten. —

In allen Bezirken der Stadt und der Vorstädte haben die Einschreibungen der Wähler für den neuen Gemeinderath begonnen. —

Der französische Bevollmächtigte hat nicht, wie man spricht, Wien verlassen, sondern nur seine Wohnung verändert. —

Welttheater.

Italien. Unsere braven Krieger haben, wie die Wiener Zeitung berichtet, in der Schlacht bei Custozza 15 Kanonen und 5 Haubizen, bei der Übernahme von Pizzighettone, Mailand, Peschiera, Brescia und Piacenza 258 Kanonen, 28 Haubizen und 18 Mörser nebst 37 Munitionsfuhrwerken, dann eine große Menge an Munition und anderen Kriegsbedürfnissen erobert.

Toskana. In Livorno herrscht Anarchie. Große Menschenmassen sind in das Fort »Porta murata« eingedrungen, um sich Waffen zu holen. 20,000 Stück Waffen befinden sich in den Händen des Pöbels.

Paris. Cavaignac soll erklärt haben, Italien müsse um jeden Preis frei werden.

Montpellier. Die Legitimisten und Kommunisten haben einen blutigen Kampf gehabt. Arbeitermassen zogen, Revolutionslieder singend, durch die Straßen und riefen: »Nieder mit den falschen Republikanern! Es lebe Barbès! Es lebe Blanqui! Es lebe Laissac!« Der Präsekt erschien an der Spitze einer Nationalgarden-Kompagnie, um die Ruhe herzustellen, wurde aber mit Steinwürfen und Flintenschüssen empfangen, und verwundet.

München. Ein junges Dienstmädchen, das einige hübsche Kleider und Schmucksachen besaß, wurde von einer neben ihr dienenden Magd ermordet, in Stücke zerschnitten, in einen Sack gesteckt, und in einem Garten verborgen. Die Mörderin soll bereits verhaftet sein.

Syrien. Aleppo. Die Stadt gewährt jetzt einen überaus traurigen Anblick. Die Cholera hat dort so entseßlich gewüthet, daß täglich 300—350 Menschen zum Opfer fielen. Der größte Theil der Einwohner verläßt die Stadt.

Was fehlt für unsere Zustände?

Große Staatsmänner. Wir haben keinen einzigen Staatsmann, dem man das Prädikat »Groß« geben könnte. Solch eine Größe aber wäre sehr wünschenswerth, da unsere Zustände Aufgaben bringen, wie wir sie in den Blättern der Geschichte kaum finden können. Wie ganz anders steht Frankreich in dieser Beziehung da! Ja, wir könnten rufen: »Ein Königreich für ein Genie!« Aber die Natur ist geizig mit solch einer wundervollen Erscheinung.

Wir haben uns für unser Unglück, daß wir nämlich keinen einzigen großen Staatsmann besäßen, bei dem früheren Verdammungs-System zu bedanken. Metternich und Sedlnitzky haben einen unermesslichen geistigen Schaden angerichtet. Die herrlichsten Anlagen sind schon in der frühesten Jugend

mit hornirter, maßlos egoistischer Grausamkeit zertreten oder verkrüppelt worden. Selbst das Genie kann, wenn nicht gemordet, doch fluchwürdig gelähmt und gebrochen werden.

Die Noth, die Verwirrung, die Aufgabe unserer Zeit ist ungeheuer. Wir haben keine Genies, wohl an, so müssen wir uns mit Talenten begnügen. Aber wir haben nicht einmal lauter Talente in unserem Ministerium. Denn von Talent kann keine Rede sein bei diesem oder jenem Manne, der noch immer mit beiden Füßen im alten System steht, der an der Krähwinkler-Devise: »Nur langsam voran!« oder: »Morgen, morgen, nur nicht heute!« festhält, und der beständig zweifelt und aufschiebt.

Wenn Metternich sich im Saale der Volksvertreter verantworten müßte, er könnte noch leichter die 900 Millionen Schulden, ja sogar das Doppelte und Dreifache, als den unberechenbaren Schaden verantworten, den er in der geistigen Welt gestiftet hat. Das bleibt unverantwortlich!

Protektion.

Ich frage: Haben vor dem 13. März blos Schwächlinge Protektion gesucht? Und war es eine Schande, Protektion zu suchen? — Nein! Selbst tüchtige Männer haben sie gesucht, nur auf anderen Wegen, als welche Schwächlinge einzuschlagen pflegten. Nur wo Gerechtigkeit und Wahrheit herrschen, braucht der starke Mann keine Protektion; diese aber haben bei uns in früherer Zeit gewiß nicht geherrscht. Mancher vortreffliche Mann mochte einst die schöne, stolze Hoffnung hegen, durch Geist, Herz, Karakter und Talent auf seiner Berufsbahn vorwärts zu kommen, bis er nach vieljährigen Kämpfen zur düstern Überzeugung gelangte, daß dies Alles noch nicht genüge. Glück gehört zu jeder Sache, und selbst der geniebegabte Mensch braucht es. Ohne Theilnahme und Liebe gehen gerade die prachtvollsten und zartesten Anlagen zu Grunde. Sie bringen endlich durch, das ist gewiß; aber wenn es bereits zu spät ist, die kostbarste Zeit des Lebens verschwunden ist, das Herz in Gram und Kummer sich aufgerieben hat, oder wenn der kämpfende Mensch bereits in der langen Nacht ruht. Heinrich Kleist war ein solches Genie. Wer seine Werke noch nicht gelesen haben sollte, den ersuche ich, sie zu lesen. Ich liebe diesen Mann aus tiefer Seele. Auch er hat sich um Protektion beworben, aber sie gefunden, als er sie nimmer brauchte.

Ein tüchtiger Mann, dem das Glück durchaus nicht lächeln wollte, sah endlich die Alternative vor sich: entweder auf die Genüsse des Lebens zu resigniren, oder sich einen Protektor zu suchen. Mit schwerer Seele entschied er sich für das Letztere. Aber er suchte sich den Protektor auf würdige Weise;

er wollte bitten, aber nicht betteln, er wollte klagen, aber nicht winseln. Er suchte sich, war er ein Maler, durch ein vortreffliches Bild, war er ein Komponist, durch eine meisterhafte Komposition, war er ein Schriftsteller, durch ein Talent verrathendes Buch zu empfehlen. Er wollte einen Mann, oder eine Dame finden, die helfen konnte und wollte. Denn leider vereinen sich nur selten Macht und Güte! Aber daß auf diesem Wege Protektion nicht zu finden war, konnte er bald erfahren. Im Audienzsaale des mächtigen Herrn oder der mächtigen Dame vernahm er wohl die Worte: »Einem so ausgezeichneten Manne muß man helfen, das ist nur gerecht und billig!« oder: »Gedulden Sie sich nur noch kurze Zeit, ich werde gewiß für Sie sorgen!« oder: »Sie dürfen versichert sein, daß ich mit Vernügen die nächste Gelegenheit ergreifen werde, Ihnen nützlich zu sein!« u. dgl. Doch Jahre vergingen, ihm ward nicht geholfen. Die Worte: »Ausgezeichneter Mann!« haben keinen Nahrungsstoff, und der stärkste Faden der Geduld zerreißt, wenn man Herzlosigkeit bemerkt. O wie diese Großen in ihren Audienzfällen lügen konnten! Worte, aber auch sonst nichts als Worte hatten sie! Leichter läßt es sich verschmerzen, wenn man diese Herzlosigkeit bei einem Manne trifft. Wenn man aber auf ein Frauenherz gebaut hat, wenn dieses Frauenherz die heiligste Versicherung gegeben hat, die gerechte Bitte zu erfüllen, wenn man aus einem Frauenmunde vernommen hat: »Sie sind der Hilfe vollkommen würdig!« und wenn man endlich zur Einsicht gekommen ist, daß dies Alles nur eine Salon-Lüge gewesen, nur die täuschende Sprache eines gemüthslosen Geschöpfes, nur papageienartig eingelernte Phrase, die man für den Verdienstlosen eben so gut wie für den Verdienstvollen bereit hält, dann befallen Einen Bitterkeit und Groll, und man ruft: »Eher werde ich den Teufel, als dich noch einmal bitten! Nicht Männer, nur kriechende Sklavenseelen finden zu solchen Herzen die Thüre. Hier ist es ein Unglück, Talent zu besitzen, und ein unverzeihlicher Fehler, Mann zu sein! Gottlob, der 13. März hat dieser Protektionswirthschaft ein Ende gemacht! Jetzt ist der echte Mann sich selbst Protektor, und braucht euch nicht mehr, ihr erbärmlichen, nichtswürdigen, durch und durch egoistischen Geschöpfe! Gehabt euch wohl, ihr Herren mit den glänzenden Orden in euren Audienzfällen, und unterhaltet euch mit euren ebenbürtigen Kreaturen, auf die ihr im Unglück gewiß nicht bauen könnt! Du aber, hochgestellte Dame, beherzige Folgendes: »Wärest du schön wie eine Venus, und reich wie ein Krösus, ich aber arm wie ein Bettler und könnte dennoch deine Hand gewinnen, bei Gott! ich zöge dir, du seelenloses, hochmüthiges Weib, die geringste Ruhmagd vor!« —

Eine äußerst schätzenswerthe Interpellation von Löhner.

Auf Ungarns Festungen sollen sich 500 Italiener befinden, und zwar seit 1831!!, ohne daß ein strafrechtliches Verfahren vorhergegangen und ein Urtheil geschöpft worden ist. Selbst die Behörde soll den wesentlichen Grund dieser so fürchterlich schweren Bestrafung nicht genauer kennen. Das ungarische Ministerium hat sich bereits öfters wegen Befreiung dieser Unglücklichen an das hiesige Ministerium gewendet, und dieses die Beendigung der Angelegenheit dem Hofkommissär Montecuccoli in Italien übertragen. Löhner legte dem Justizminister die große Verantwortlichkeit in dieser Angelegenheit an's Herz, forderte, daß die betreffenden Aktenstücke der Reichsversammlung eingesendet werden, und stellte die Frage, ob denn das Los dieser Eingekerkerten dem Montecuccoli überlassen bleibe.

Seit dem Jahre 1831! Und bald haben wir 1849! Eine Ewigkeit also zwischen Kerkermauern, ohne daß doch das Verbrechen der Gefangenen bekannt ist. Es ist doch etwas Schönes, die freie Rede und die freie Schrift! Wie viel Elend wird noch im Verborgenen sein, in tiefer Nacht, welche von der segensvollen Sonne der Freiheit erst verdrängt werden muß! Für eine so wichtige Interpellation, wo es sich um Gerechtigkeit handelt, muß jeder Menschenfreund dem Abgeordneten Löhner herzlich danken.

Das Notizenbuch des Teufels.

Wer meine »Höllensbilder« in der Theaterzeitung gelesen, weiß, daß der Teufel mir sein Notizenbuch versprochen hat. Es ist nun in meinen Händen, ich durchblättere es, und will dem Publikum Einiges daraus mittheilen. Ich habe darin viele mir sehr wohl bekannte Namen gefunden. Die Herren und Damen sind aufgezeichnet, welche er bei nächster Gelegenheit zu holen gesonnen ist.

1. Einen Minister.
2. Einen Kanzleidirektor, der seine Leute mehrere Jahre hindurch mit Regulirungsgedanken und dergleichen Lügen füttert.
3. Ein Diurnisten quälendes Männlein bei der Staats-Eisenbahn. Bevor ich ihn hole, will ich ihn von einer Kantippe und von seiner Leber quälen lassen.
4. Die Kanzleien sind bei nächster Gelegenheit etwas zu lichten, und zwar mittelst der Cholera. Den Kanzleizöpfen und Spießbürgern werde ich in meiner Höhle eine Ragenmusik von ein paar hundert Teufeln bereiten.

5. Mehreren Wiener Buchhändlern müssen meine lieben Teufel für das Fördern vaterländischer Talente danken.

6. Ist auf das Wiener Wochenblatt zu pränumeriren.

7. Im Göttweiger Kloster ist einigen Pfaffen ein mitternächtlicher Besuch zu machen.

8. Einem abgedankten Finanzminister sammt seiner Frau ein angenehmer Traum zu bereiten. Auch zugleich leise zu fragen, aus welcher Kasse die 160,000 Gulden geflossen sind, womit sich ein gewisser Hofrath eine Herrschaft gekauft hat.

9. Einen Kanzleidirektor fragen, ob es in der Ordnung ist, nicht die Anzeige zu machen, wenn ein Beamter bereits 6 oder 7 Jahre nicht das Amt besucht, und die Jüngerer dadurch leiden müssen.

10. Ein paar Dugend Wiener Milchweiber sind mit Extrapost zu holen. Sie werden wegen ihrer Milchverfälschung in der Hölle vor ein Geschworenengericht von 12 Teufeln gestellt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kloster und Mönch.

Der Sternenhimmel hat sich aufgeschlossen,
Die Welt hat sich zur tiefen Ruh' geneigt,
Das blaue Meer liegt magisch ausgegossen,
Der Sturm, der es bei Tag durchtobte, schweigt.

Vom Silberlichte ist der Berg umflossen,
Auf dessen Gipfel sich ein Kloster zeigt,
Mit alter Thürme mondbeglänzten Kronen
Und tausend dunklen Fenstern sieht man's thronen.

Der Pilger, der die Bergeshöh' erstiegen,
Und um das Klosterhaus die Kunde macht,
Sieht manche Herrlichkeit vor Augen liegen:
Er läßt im Zauberschein der Sternennacht

Den Blick zu schneebedeckten Bergen fliegen,
Zum Himmel aufgethürmt in stolzer Pracht,
Sie grüßen fern herein voll Ruh' und Feier,
Gehüllt in ihre ewig weißen Schleier.

Im Thale steht die gothische Kapelle,
Ihr Glöckchen mit der Silberzunge ruft
Den lebensmüden Mönch aus öder Zelle
Hinunter in die Heimatsruh' der Gruft.

Die Welt ist fern von dieser Friedensstelle,
 Und Berg auf Berg erhebt sich in die Luft,
 Sie schau'n in's Thal der Nachtigallenlieder,
 In's Gräberthal als treue Wächter nieder.

Am Klosterthurme, wo die Glocken schallen,
 Ist eine Riesenorgel angebracht,
 Sie ruft das Landvolk zu der Mönche Hallen,
 Ihr Bassafford ertönt mit Donnermacht.
 Auch wacht sie auf und bringt die Kunde Allen,
 Wenn still ein Mönch entschläft in ew'ge Nacht.
 Die Riesenorgel, wie ein Meer erbrausend,
 Weithin das »Horn« genannt, zählt ein Jahrtausend.

Im düstern Kreuzgang plätschert eine Quelle,
 Die rastlos springt und stürzt und wieder steigt,
 Es ist des Klosterbrunnens Silberwelle,
 Die durch das Dunkel weint und niemals schweigt.
 Man sagt, einst habe sich an dieser Stelle
 Zur Nacht ein längstverstorbner Mönch gezeigt,
 Der lange Bart wie Schnee, im Mönchsgewande,
 So saß er traurig auf des Beckens Rande.

Der Ordensmann muß sterben, der ihn schaute,
 Wenn gleich die Brust die Kraft der Jugend hegt,
 Er wird, sobald der kühle Morgen graute,
 Von stiller Todesahnung tief bewegt,
 Und sieht die Lilie, die nachtbethaute,
 Die ihm der Mönch in's Chorbuch hat gelegt.
 Das ist der Gruß aus Jenseits! Dieses Zeichen,
 Es sagt: »Bereite dich, du mußt erbleichen!«

Des Friedens Geist beherrscht die Klosterräume,
 Die Zellen schließen ihre Schläfer ein,
 Begonnen hat das leise Spiel der Träume,
 Jetzt wird kein einzig Auge offen sein.
 Im Garten aber rauscht das Laub der Bäume,
 Marias Bild von weitergrauem Stein
 Erschimmert fern, vom Epheu wild umschlungen,
 Das Mutterherz vom Schwerte tief durchdrungen.

Der Himmel spannt sich aus, der schrankenlose,
 Die Wolke, die an seiner Brust ich seh',
 Ist eine kolossale Silberrose,
 Gar üppig aufgeblüht, weiß wie Schnee;
 Zerfallend träumerisch im Luftgeföge
 Wird sie zum Schwan im blauen Sternensee,
 Er hebt den Hals, er sträubt das Prachtgefieder,
 Bis allgemach sich lösen seine Glieder.

Doch wo Zypressen sich zur Erde neigen,
 Da sitzt ein junger Mönch auf einer Bank,
 Umschattet von der Bäume Trauerzweigen,
 Das edle Antlitz bleich, als wär' er krank.
 Ihn freut er nicht, der goldne Sternreigen,
 Da ihm der Stern des Glückes längst versank,
 Er ruht, das Haupt gestützt, das schwermuthsvolle,
 Und überläßt sich seinem tiefen Grolle.

Aus Mitleid sendet ihm die Rose Düfte,
 Versöhnend küßt der Mond sein schwarzes Haar,
 Ermunternd schmeicheln ihm die linden Lüfte,
 Gold tröstend schlägt ein Nachtigallenpaar;
 Dies Flöten sagt: »Vergiß des Lebens Grüfte!«
 Umsonst! Er wird die Tröstung nicht gewahr,
 Und Rose, Mond, Luft, Nachtigallenklagen,
 Nach ihnen will nicht seine Seele fragen!

Bald wird, o junger Mönch, die Nacht entschwinden,
 Dann ruft das »Horn« dich hin zum Hochaltar,
 Dort gilt es, durch den Ordenseid zu binden
 An's Klosterleben dich auf immerdar.
 Weh dir! Dereinst wird dich die Liebe finden,
 Der du gezwungen trägst das Mönchskollar,
 Sonst Engel, wird sie hier als Dämon walten,
 Das Kloster dir zur Hölle umgestalten.

Ich will dir deiner Zukunft Bild entrollen:
 Ich seh' dich stehn in freier Bergesluft,
 Um wild mit dir und mit der Welt zu grollen,
 Am Rande einer himmelhohen Klust.

Bistolenblitz! — Schon ist der Knall erschollen,
 Und dich empfängt die dunkle Felsengruft,
 Gewalt'ge Alpen, weithin in der Runde
 Erzählen donnernd sich des Mordes Kunde!

Und wenn du längst in Asche bist zerfallen,
 So werden noch die schönen Berge sein,
 So wird die Riesenorgel noch erschallen,
 So dehnt das Meer sich aus im Sonnenschein.

Und wenn des Herbstes graue Nebel wallen,
 Gedenkst der Mönch, der ebenbürt'ge, dein.
 Beim Orgelruf an ihm vorüberschweben
 Dein trübes Bild und dein verfehltes Leben.

Auch ein Geistlicher, dem der 13. März ein Dorn im Auge zu sein scheint.

Man muß einen Priester ehren, wenn er seine Mission begreift, wenn er ein Volkslehrer und ein Priester der Humanität ist, nicht aber, wenn er für das frühere Verdummungs-System streitet. Da ist mir eine kleine Brochüre in die Hand gekommen, betitelt: »Das Glaubens-Schwert für denkende Katholiken.« Der Verfasser scheint ein Geistlicher zu sein. Er aber hätte den Priestern und der Sache der Kirche gewiß einen größeren Dienst erwiesen, wenn er diese Schrift nicht geschrieben hätte. Er hat äußerst schlagende Gründe. Z. B. sagt er: »Warum heiraten die Geistlichen nicht? Weil sie nie geheiratet haben.« Wenn ich frage: »Warum lebst du so unnatürlich?« und man antwortet: »Weil ich stets unnatürlich gelebt habe!« oder wenn ich frage: »Warum bist du ein Dieb?« und man antwortet: »Weil ich stets ein Dieb gewesen bin!« ist das auch eine stichhältige Antwort? Ferner heißt es in diesem mönchisch finsternen Büchlein: »Daß die Geistlichen heiraten sollen, verlangen nur geistlose, gemeine Ärzte, elende Juristen, nachbetende Laien, die ein altes Mädchen anzubringen hätten, und dann — Geistliche, die nicht wissen, daß sie Geistliche sind, und leider ganz sind, was sie sagen: Ein Mensch, wie alle anderen!« Daß die nachbetenden Laien nur die alten Mädchen an gewisse geistliche Herren anzubringen suchen, die jungen Mädchen aber für sich selbst behalten, finde ich gerade nicht so übel. Diese nachbetenden Laien essen den Spargelkopf lieber selbst, und überlassen das Holz gewissen geistlichen Herren. Aber in jenen Worten liegt etwas Pfaffenstolz, liegt der Liguorianer- und Jesuitengeist,

der Sektengeist! Gott bewahre uns vor Geistlichen, die in ihrem mit Demuth masirkten Hochmuth sich etwas Besseres zu sein dünken, als die anderen Menschen. Ich kenne viele ehrenwerthe Priester, und diese denken über diesen Punkt ein Bißchen besser, als der Verfasser dieses Schriftchens, welcher nicht den Muth gehabt hat, seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen. Oder hatten vielleicht Herder, Luther u. A. auch alte Mädchen anzubringen? Ferner sagt er: »Gibt es eine Erbsünde? Das können die Mütter und die Männer unter den Tagelöhnern am besten beantworten, welche die Folgen zu ihrem Überdruße erfahren, und also auch auf die Ursache davon denken, — welche die Erbsünde ist! — « Das ist doch grausam, daß mancher Erminister, Herrschaftsbesitzer, oder manche Mönche die Folgen der Erbsünde nicht erfahren, weil sie nicht wissen, was es heißt: »Im Schweisse seines Angesichtes das Brod verdienen.« Vielleicht hat wegen der Erbsünde der Minister Schwarzer den Arbeiterinnen 5 kr. vom Taglohne abgezogen. — Ferner sagt er: »Die Klöster sind die Zufluchtsstätten der Unschuld.« Sieh z. B. die Klöster der Diguorianer, frage ferner die Wälder, welche in der Nähe der Klöster grünen, und die Bäume werden dir satyrische Geschichten erzählen. — Ferner: »Ein wahrer Priester hat nie zu viel.« — Das glaube ich dem Verfasser. Im Faust des boshafsten Göthe heißt es:

»Die Kirche hat einen guten Magen,
Kann allein unrecht's Gut vertragen,
Sie hat schon ganze Länder aufgefressen,
Und doch sich noch nicht satt gegessen!«

Doch ich darf den Satz nicht zerstückeln. Es heißt: »Ein wahrer Priester ist der Trost der Armen, — hat nie zu viel, weil das, was er hat, auch der Arme hat.« Im Faust des boshafsten Göthe heißt es:

»Die Botschaft hör' ich wohl, doch mir fehlt der Glaube!«
Ich habe Gelegenheit gehabt, ein Bißchen hinter die Klosterlichen Coulissen zu blicken. Auch ist es allgemein anerkannt, daß Einkünfte wie 10,000, 60,000, 80,000 fl., ja noch weit darüber, gerade kein Einkommen für einen »wahren« Priester sind, der vielleicht nicht 100 fl. jährlich den Armen gibt, und nicht für Weib und Kind, sondern nur für den eigenen lieben Magen zu sorgen hat. Es ist aus dem lieblichen Büchlein auch zu sehen, daß dem Verfasser die Studenten eben nicht die liebsten Menschen sind. Ja, ja, der 13. März! Der droht sein Instrument an manchen faulen Zahn zu setzen, und dieses Zahnreißen schmerzt ein Bißchen. Und er muß doch heraus!

Ich habe nur Einiges aus der Brochüre hervorgehoben, der es allerdings nicht an wahren Zeilen fehlt, die aber den Forderungen der Neuzeit und dem Zwecke der Volksbelehrung durchaus nicht entspricht. Wenn

ein »wahrer« Priester sie liebt, so wird er denken: »Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden weiß ich mich schon selbst zu schützen!«

Wann wird die Freiheit herrschen?

Dann erst, wenn die Humanität herrschen wird. Gerechtigkeit und Wahrheit, oder mit einem Worte: Die Liebe muß in den Herzen thronen. So lang in unseren staatlichen und kirchlichen Verhältnissen so schreiende Übelstände sind, bleibt die Freiheit ein schöner Traum. Pressfreiheit, Schwurgericht u. s. w., das Alles sind köstliche Errungenschaften, aber wer wahrhaftig frei sein will, muß sich in seinem Innern selbst befreien. Auch in unserm Busen gibt es Metterniche und Sedlnitzky's; diese müssen verjagt werden durch einen 13. März. Daher Bildung des Verstandes und des Herzens, und ein zartes, feinführendes Gewissen, das selbst in der gefährlichen Höhe der ministeriellen Lüfte nicht verhärtet. Sonst müßte man sagen:

Und könnt' ich bis zum Saum der Morgenröthe gehen,
Ich hätte doch die Göttin Freiheit nicht gesehen!

Die Congreve'schen Raketen.

Der Mensch ist äußerst erfinderisch, wenn es sich um Zerstörung und Vernichtung handelt. Er besitzt Erfindungen, welche aus der Hölle ihre Abkunft herzuleiten scheinen. In die erste Reihe dieser Zerstörungswerkzeuge darf man die Congreve'schen Raketen zählen. Es ist sonderbar, daß diese fürchterliche Erfindung so sanftmüthigen Menschen, wie die Hindus sind, zugeschrieben wird. Ein englischer General, Namens Congreve, hat sie aus Ostindien nach Europa gebracht.

Eine 32pfündige Rakete kann eine 9pfündige Granate 3500 Schritte weit treiben. Eine 6pfündige Kartätschen-Rakete durchmisst einen Raum von 2500 Schritten. Die Kraft solch einer Zerstörungswaffe läßt sich daraus erkennen, daß eine 12pfündige Rakete auf 1500 Schritte 22 Fuß tief in einen Erdwall eindrang, in welcher Tiefe ihre Granate zersprang. In dem Bombardement von Kopenhagen durchschlug eine 32pfündige Rakete das Dach eines Hauses und drei Fußböden, und blieb in der Wand stecken. Beim Anzünden der Verteidigungsgebäude leisteten jedoch die Brandbomben bessere Dienste; sie fielen mit ungeheurer Perkussionskraft nieder und durchschlugen mehrere Stockwerke. Congreve aber wollte durch seine Raketen selbst die Bomben übertreffen, er machte daher den Vorschlag zu Brech-Raketen, welche eine 6 Fuß lange Hülse von Gußeisen haben, 100 Pfund Treibfah und 200 Pfund Knallpulver enthalten. Mit solch einem Werkzeuge wollte er die Festungswälle öffnen.

Die Raketen sind für den See- und Landdienst brauchbar. Die Riesenrakete, Amerikan torpedo genannt, entzündet sich unter dem Wasser, und öffnet den unteren Raum eines jeden Schiffes. Die Kommission, welche diese Erfindung prüfte, soll behauptet haben, ein einziges Schiff, mit diesen kolossalen Raketen ausgerüstet, könnte auf offener See allen Flotten der Welt die Spitze bieten.

Die Brandrakete kann auch beim Wallfischfang benützt werden, und wird der Harpune vorgezogen.

W i e n.

(Gedruckt bei Leop. Sommer (vormals Strauß).)

1848.

Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von C. R. Fröhlich.

Inhalt des VI. Heftes:

Eine sehr bewegte Woche in Wien.
Rechtfertigung des Ausschusses der Studenten an die Bürger Wiens.
Ein Dolchstich für die Bureaukratie.
Die Prellerei mit Titeln.
Frühzeitige Hilfe.
Ein Biischen Geduld.

Mannesstolz.
Wem ist die Pressfreiheit verhasst?
Achtel das Hausrecht!
Jallachich.
Die würdige Haltung unsers Militärs in diesen Tagen.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

Sonntag, 17. September 1848.

Das „Wiener Wochenblatt“ erscheint jeden Sonntag.

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des „Universal-Telegraphen“, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Frankirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelsgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 1 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

IV. 1914



August 2 : 1890

Eine sehr bewegte Woche in Wien.

(Aus einem Briefe an einen Freund in einer Provinz.)

Lieber Freund! Während Du fern von Wien in ländlicher Stille lebst und die hohe Schönheit der Natur genießest, befinden sich unsere Gemüther in beständiger Aufregung. Wir haben eine unheimliche, tiefbewegte Woche gehabt, sind großen Gefahren glücklich entgangen, und dürfen sagen, es habe im gefährlichsten Augenblicke ein Glückstern über Wien gewaltet, sonst hätten wir entsetzliche Blutströme gesehen.

Raum hatte die ungarische Deputation, welche vom Kaiser Abhilfe gegen Ungarns große Bedrängnisse verlangte, großend von Wien Abschied genommen, so wurden durch den Aktienverein, der sich zur Unterstützung mittelloser Gewerbsleute gebildet hatte, Volksbewegungen hervorgerufen. Dieser Verein, von Svoboda begründet, beabsichtigte, Aktien in der Kapitalsumme von vier Millionen auszugeben. Die Aktien sollten den Werth und die Geltung des baren Geldes haben, vom Publikum für bares Geld angekauft, und an die Mitglieder des Vereins als bares Geld ausgegeben werden. Die unbemittelten Gewerbsleute sollten sie als ein Darlehen empfangen, und sich bei der Abnahme verpflichten, von jeden 50 Gulden monatlich einen Gulden in die Vereinskasse zurückzuzahlen, von welcher Rückzahlung alsdann der Verein die hinausgegebenen Aktien wieder einlösen wollte. Der Kaiser hatte den Verein mit 10,000 fl. dotirt. Ein Wechsel wurde zurückgewiesen, und nun begehrte man Garantien, zuerst von der Gemeinde Wien, dann vom Staate. Eine aufgeregte Menschenmasse, darunter viele Nationalgarden, doch unbewaffnet, strömte zum Ministerium des Innern; die Nationalgarde, welche die Ordnung herstellen wollte, mußte abziehen, man erbrach die Thüren, und stürmte in die Ministerial-Bureaus. Minister Doblhoff sah sich genöthigt, verkleidet zu fliehen. Die akademische Legion erschien, und ihr gelang es, die Ordnung zurückzuführen. Ein Plakat von Doblhoff, welches zur Ruhe ermahnte, war mißfällig aufgenommen worden, weil es mit strenger Einschreitung drohte; das Volk übte Zensur, und strich die Worte: „Mit Strenge.“ Nach der Promulgation des Strafgesetzes wegen Aufruhr bekam die Stadthauptmannschaft eine Ragenmusik.

Diese Aufregung nahm plötzlich einen anderen Charakter an. Es wurde überall Alarm getrommelt, man sah Nationalgarde, akademische Legion

und Militär ausrücken. Auf dem Josephsplatz und rings um das Reichstagsgebäude hatte sich Nationalgarde aufgestellt, die Menschenmassen wuchsen, doch schien Niemand aus dem Volke zu wissen, warum man so imponirende Vorkehrungen treffe, denn häufig konnte man auf die Fragen: Was schon wieder vorgefallen sei? oder was man erwarte? die Antwort vernehmen: »Ja, das wissen wir selbst nicht!« oder: »Das wird unser Herrgott wissen!« oder: »Wir tragen die Ereignisse nicht in der Tasche!« Man war auf das Herannahen einer großen, unbekannten Gefahr gefaßt. Wer sich im Reichstagssaale befand, wußte den Grund der aufregenden Vorkehrungen. Der Kriegsminister Latour brachte die Nachricht, man habe in der Aula den Beschluß gefaßt, den Reichstag zu sprengen, und das Ministerium zu stürzen. Das Garde-Oberkommando habe ihm mitgetheilt, daß mehrere Bezirkschefs militärische Hilfe forderten, worauf diese bewilligt worden sei, nur um die Nationalgarde zu unterstützen. Der Abgeordnete Löhner beantragte, die Reichsversammlung möge sich permanent erklären, welcher Antrag angenommen wurde. Schusella sagte, diese Permanenz sei nicht auf die Gerüchte hin von der Aula beschloffen worden, sondern zum Schutze; denn es könnten andere Ereignisse kommen, oder eine Partei könnte die Umstände benützen. »Ob wir uns Abends vereinen können, wissen wir nicht, jetzt aber sind wir vereint.« Klaudy sagt: »Ich weiß aus Erfahrung, wie man Gerüchte, welche die akademische Region betreffen, vervielfältigt, und bin für die Permanenz.« Borrosch spricht: »Die Reaktion ist nicht so dumm, daß sie nicht weiß, ein Gewaltstreich von ihr würde in allen Provinzen mit Blutströmen beantwortet werden.« Professor Fuster erschien an der Spitze einer Deputation der Aula, und begehrte die Wiederherstellung des Sicherheits-Ausschusses. Die Deputation erhielt eine abschlägige Antwort. Die Minister Hornbostl und Schwarzer melden, Züge von Studenten und Nationalgardien seien auf den Hof gekommen, auf den Hüten und Szakos gedruckte Zettel mit der Aufschrift: »Bürger Wiens! Nur Eines kann die bedrohte Freiheit retten: die Wiedereinsetzung des Sicherheits-Ausschusses!« Ein politischer Kommissär habe sie aufgefordert, die revolutionären Zeichen abzulegen. Später berichtet Minister Hornbostl, in der Bäckerstraße errichte man Barrikaden, und um 8 Uhr wolle man die Republik ausrufen. Klaudy sagt, das Ministerium möge das Garde-Kommando auffordern, zu sorgen, daß nicht zufällig Schüsse fallen, und daß nicht von der C. Hußwaffe Gebrauch gemacht werde. Militär ziehe auf den hohen Markt, das Gerücht verbreite sich, man wolle die akademische Region auflösen. Man bringt die Nachricht in den Reichstagsaal, daß 6 Kanonen zur Universität hinunter geführt werden. Die Reichstags-Abgeordneten Borrosch, Schusella und Bioland sind in

die Aula gegangen; sie kehren nun zurück, und melden, nach einer herzlichen Ansprache an die Legion die Versicherung der vollen Anhänglichkeit an den Reichstag empfangen zu haben. Borrosch sagt, es habe die Studenten geschmerzt, dem Reichstage gegenüber verdächtigt worden zu sein. Schusella spricht: »Die Studenten haben zwei Forderungen gestellt. Die erste betrifft die Wiederherstellung des Sicherheits-Ausschusses; die zweite die Anklage gewisser Personen. Ich habe sie aufgefordert, ihre Wünsche schriftlich zu formuliren, da ein Ministerium nur gesetzlich gestürzt werden dürfe.«

Freund, Du wirst schon aus dieser Schilderung ersehen, wie gefährlich unsere Tage waren. Hervorragend sind folgende Punkte: 1. Die Aula wird mit Gewalt geöffnet. 2. Kriegsminister Latour bringt ein so ungeheuer aufregendes Gerücht in den Reichstagsaal. 3. Auf dem Hofe richtet man gegen die daselbst aufgestellte Abtheilung der akademischen Legion mit Kartätschen geladene Kanonen. 4. Im gefährlichsten Augenblick erzeugt sich das erbitternde Gerücht, die Legion werde aufgelöst.

Man behauptet, in diesen aufgeregten Tagen sei ein Reichstags-Deputirter, der mit einigen Nationalgardien ein unbedeutendes Gespräch führte, arretirt worden. Der Wach-Kommandant ließ ihn aber sogleich frei, sonst hätte ein fürchterlicher Sturm losbrechen können.

Das Comité zur Unterstützung der Gewerbetreibenden Wiens und der zum Polizei-Bezirk Wien gehörigen Ortschaften steht nun unter ministerieller Leitung, und wird auf Grundlage der vom Ministerium genehmigten Statuten seine Aufgabe lösen. Dem Ministerium wird ein Kredit von 2 Millionen eröffnet. Die Anleihen der Gewerbetreibenden sind 1 Jahr zinsfrei; dann tritt der Zinsfuß ein, wie der Staat ihn zahlt. —

Herr Sigmund Engländer, Redakteur des Wiener Charivari, hatte seinen zweiten Prozeß. Über Aufforderung des Kriegsministeriums klagte der Staatsanwalt Herrn Engländer an: 1. Die Ehre des Fürsten von Windischgrätz, und 2. die Ehre der Mehrzahl der Offiziere der Armee angegriffen zu haben. Herr Dr. Andreas Freih. von Stifft vertheidigte den Angeklagten. Die Geschwornen sprachen beim ersten Punkte das Nichtschuldig, beim zweiten aber das Schuldig. Es erfolgte ein Arrest von 3 Tagen. —

Wie ich dieses schreibe, höre ich die Nachricht, zwei Kaufleute sollen schwarzgelbe Bänder verschenkt und dadurch tumultuarische Straßenszenen hervorgerufen haben. Ist solch eine Aufreizung auch zu billigen? Es wäre besser, man würde endlich zur Rückführung der Ruhe beitragen, statt die Leidenschaften der aufgeregten Parteien herauszufordern. Das thut kein Freund der Ordnung und Freiheit. —

Manche ließen Beschimpfungen und aufreizende Reden gegen die akademische Legion auf der Straße vernehmen. Das Volk ergriff und mißhandelte sie. Nur durch die dazu gekommenen Studenten wurden sie gerettet.

Rechtfertigung des Ausschusses der Studenten an die Bürger Wiens.

Es hat sich in der Stadt das höchst beunruhigende und für die Universität höchst entehrende Gerücht verbreitet, als wäre in der Aula der Beschluß gefaßt worden, die hohe Reichsversammlung zu sprengen, und das Ministerium zu stürzen. Nur die Dringlichkeit des Augenblicks bewegt uns, uns einfach dadurch zu rechtfertigen, daß wir unsere Adresse an die hohe Reichsversammlung zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Hohe Reichsversammlung!

Der unterzeichnete Ausschuß der Studenten unternimmt es, in diesem so verhängnißvollen Augenblicke einer hohen Reichsversammlung den wahren Sachverhalt der Vorgänge auf der Universität zur Hintanhaltung einer möglichen Verdächtigung darzulegen.

Die Aula der Universität war nach dem Beschlusse des Studenten-Ausschusses durch mehrere Wochen bereits geschlossen, und sollte mit Einwilligung des Ausschusses nur zu Versammlungen der Studenten geöffnet werden. Heute Morgens wurde die Aula von einer heranströmenden Menschenmenge, unter der nur ein sehr kleiner Theil Studenten war, geöffnet.

Es wurde von Seite des Ausschusses gegen alle Beschlüsse, die dort im Namen der Studenten gefaßt werden sollten, im Vorhinein öffentlich protestirt.

In diesem Augenblicke wird dem Ausschusse die Nachricht gebracht, daß der Herr Kriegsminister der hohen Reichsversammlung mitgetheilt habe, in der Aula wäre beschloffen worden, den Reichstag zu sprengen, und das Ministerium zu stürzen. Der unterzeichnete Ausschuß sieht sich dadurch veranlaßt, der hohen Reichsversammlung die feierlichste Versicherung zu ertheilen, daß in der Aula durchaus kein Beschluß gefaßt wurde, der eine Störung des Reichstages und einen gewaltsamen Sturz des Ministeriums beabsichtigt hätte. Jedoch wurde laut die Wiedereinsetzung des vereinigten Ausschusses der Bürger, Nationalgarde und Studenten verlangt, und in dieser Absicht, wie bereits früher, von Seite des Ausschusses eine Deputation an das Ministerium beschloffen.

Dies der wahre Sachverhalt der Vorgänge auf der Universität, den wir der hohen Reichsversammlung vorzulegen uns erlauben.

Wir schließen mit der Versicherung, daß wir es für unsere heiligste Pflicht und unser schönstes Vorrecht halten, als Volkswehr die souveränen Vertreter des Volkes gegen jede Verletzung mit unserem Leben zu schützen.

Wien, am 13. September 1848.

Der Ausschuß der Studenten.

Ein Dolchstoß für die Bureaukratie.

Am 5. September d. J. war für das gesammte Hof- und Provinzial-Staatsbuchhaltungs-Personale ein großer Tag, denn es wurde eine Konzession errungen, nach welcher man seit Jahren vergeblich seufzte: Die Öffentlichkeit der Gremial-Berathungen wegen Besetzung erledigter Dienststellen. Die Protektionskinder jammern und weinen nun über den Untergang der geheimen Conduitenlisten, verdienstvolle Männer triumphiren.

Nur wer hinter die Coulissen des Kanzleitheatrs geblickt hat, und weiß, wie reich dasselbe an tiefgewurzelten Übelständen und Mißbräuchen ist, wie außerordentlich schwer es ist, die Macht des »grünen Tisches« zu brechen, und auf welcher düstern Weise Talent, Muth und Energie auf der Beamtenlaufbahn zu Grunde gerichtet werden, vermag den Werth der genannten Errungenschaft vollkommen zu würdigen. Die hervorragendsten Männer, welche sich daran theiligten, sind: Hofrath Gasser, Hofkriegsbuchhalter Rischaneck, und die Ingrossisten Naske und Gruby.

Was insbesondere den Herrn Naske betrifft, so kennen wir ihn längst als einen tüchtigen und muthvollen Kämpfer für die Sache der Gerechtigkeit in der Beamtenwelt, wissen, daß er durch seinen Muth manche flügelgebrochene Seele gestärkt, und machen darauf aufmerksam, daß er jene Errungenschaft in seiner im April d. J. erschienenen, sich durch Wahrheit und Schärfe empfehlenden Flugschrift: »Pia desideria der subalternen Staatsbeamten« vorbereitet hat. Möge Herr Naske nicht ermüden, durch Wort und That in seiner Sphäre zu wirken, auch wenn nicht jede seiner ehrenhaften Bestrebungen einen glücklichen Erfolg nach sich ziehen, ja selbst dann, wenn er hier und da, worauf er gefaßt sein wolle, Undank ernten sollte.

Es wird diese Errungenschaft früher oder später für die gesammte Beamtenwelt erfreuliche Folgen haben. Übrigens sollten sich an diesem Vorgange nicht blos Kanzleimänner erfreuen, sondern Alle, welche wünschen, daß die Gerechtigkeit in den verschiedensten Sphären siegen möge.

Wer sich aber dem Kampfe um die Öffentlichkeit der Gremialberathungen hartnäckig widersetzte, war der Präsident Herr Graf Wilczek. Der

Herr Präsident scheint die unabweislichen Bedürfnisse der Neuzeit und die Allmacht des Lichtes nicht begreifen zu wollen. Wer nicht für die Öffentlichkeit der Verathungen stimmt, ist für die Willkür und Tyrannei des grünen Tisches, haßt den 13. März, und seine geheime Herzensdevise lautet: »*Restitutio in integrum!*«

Die Prellerei mit Titeln.

Da sah ich vor einigen Tagen einen Mann, der hastig in seiner Börse nach einem Silbergroschen suchte, um ein Plakat zu kaufen, dessen Titel ihn verlockte. Er kaufte und las; dann rief er voll Ärger: »Soll mich der Teufel holen, wenn ich auch nur einen Kreuzer noch für solches Lügenzeug ausgeben! Wie sie Einen mit ihren Titeln foppen!« Er ging aber nicht zwanzig Schritte weit, so hörte er einen Kolporteur: »Ungarn, eine Republik!« rufen, und kaufte neuerdings eine Lüge. Wie hat man doch in diesen Tagen mit Titeln wieder auf die Börse der Vorübergehenden spekulirt! Ihr betrogenen Käufer, ihr hättet schon längst das Geheimniß dieser literarischen Sudelkocherei durchblicken können! Ihr habt einen unlöschbaren Fieberdurst nach Neuigkeiten, das wissen die Skribler sehr wohl.

Sie werfen daher politische Lügen, Erfindungen und Skandale in einen Topf zusammen, kochen das ekelhafte Gemisch schnell in ihrer literarischen Küche, serviren es auf einer Kreuzerschüssel, geben der Speise einen recht grellen, Aufsehen erregenden, Angst oder Furcht erzeugenden Titel, und auf solche Weise finden sich viele tausend Käufer. Hättet ihr euer Geld den Armen gegeben, es wäre unendlich besser verwendet worden.

Diese Skribler schreiben Dinge, welche keine ordentliche Frau ohne Erröthen, und kein ordentlicher Mann ohne Ekel lesen kann. Die Buchhandlungen, welche solchen Kloakenunflath aufnehmen, stinken wochenlang darnach. Man schimpft recht tüchtig, und es wird dennoch gekauft. Der Skribler lacht sich in's Häuschen und denkt: »Schimpfet nur wacker darauf los, ich habe meinen Profit gehabt, es ist reizend abgegangen, und ich werde euch bald wieder mit so hübschen Dingen bedienen. Dann wird neuerdings geschimpft, und wieder tüchtig gekauft werden.«

Man frage nur in ehrenwerthen Buchhandlungen Wiens, die dergleichen literarischen Roth und Schlamm verschmähen (leider ist die Zahl der wahrhaft ehrenhaften Buchhandlungen nur klein!), was für Geschäfte sie machen mit den vortrefflichsten Werken der Schriftsteller, mit gewiß empfehlenswerthen Büchern, Broschüren und Zeitungen anerkannter, charaktervoller Talente. Sie werden euch traurige, verzweiflungsvolle Berichte liefern. Es

ist ganz richtig, Intelligenz und Geschmack für's Edle sind nicht bei der Menge zu suchen, sondern nur bei einem gewählten, kleinen Publikum. Der große Alltagschwarm greift nach literarischem Kreuzerfutter, und ruft: »Nur recht viel und recht wohlfeil!« Man muß solch einen Straußmagen wirklich bewundern; er kann Kieselsteine vertragen. Auf dem Obstmarkte ruft man: »Zwanzig Zwetschken um einen Groschen!« Die Verkäuferin aber wird nur sparsam besucht, obwohl die Frucht sehr schön, reif und rein ist. Ihre Nachbarin ruft: »Fünzig Zwetschken um einen Groschen!« Die Frucht ist wurmförmig, unreif, unrein und ekelhaft, aber der Zuspruch ist sehr zahlreich.

Frühzeitige Hilfe.

Wenn du helfen willst, so hilf bei Zeiten,
Es werde kein ferner Tag gesetzt,
Sprich nicht: »Du hast es so lang ertragen,
Gedulde dich noch und trag' es auch jetzt.«

Zu langes Hoffen ermüdet die Herzen,
Die Brust wird heimlichen Glends voll,
Die Schule des Kummer's, währt sie zu lange,
Läßt Bitterkeit zurück und Groll.

Gesegnet sei, wer früh uns rettet!
Schnell wie die Lawine wäch'st die Noth. —
Ich blute! Verbinde die Wunde! Du zögerst?
Verlaß mich! Es folge Verbluten und Tod.

Ein Bißchen Geduld.

Er hatte Freunde, sie wollten ihm helfen,
Nur baten sie ihn um ein Bißchen Geduld,
Er sollt' erfahren hohe Gnade,
Erfahren sollt' er hohe Schuld.

Und Jahre verflossen, ihm ward nicht geholfen.
Woran mag das liegen? — Ich sag' euch, woran.
Er war ein Talent, das war sein Unglück;
Sein größter Fehler: Er war ein Mann!

Man hat ihn belogen mit goldenen Worten,
Für kriechende Wichte spart man die Schuld,
Doch gilt es, Männer zu fördern, Talente,
So bittet man sie um ein Bißchen Geduld.

Mannesstolz.

Ich habe geklagt, ich habe gebeten,
Gewinselt, gebettelt hab' ich nie,
Ich dachte: Soll man dir helfen, so rede,
Dann kennt man dein Leiden, dann helfen sie.

Und doch — hätt' ich nie geklagt und gebeten!

Die Klage, die Bitte, fand sie ein Ohr?

Nicht Männer, nur kriechende Sklavenseelen,
Sie finden zu solchen Herzen das Thor.

Was fragen sie auch darnach, ob dein Busen

An Perlen reich, an Perlen leer!

Sie wissen Kartoffeln zu schätzen, nicht Perlen,
Sei stolz und wirf die Perlen in's Meer.

Selbst will ich mir helfen! Nie soll mich ein Auge
Um Gunst der Großen betteln seh'n,
Durch eigene Kraft nur wollen wir siegen,
Wo nicht, doch männlich untergeh'n!

Wem ist die Pressfreiheit verhaßt?

Den Ungerechten, den Lieblosen, den Zöpfen, Spießbürgern, Schwachköpfen, Menschen, die mit ihrem Gewissen nicht im Reinen sind, und dergleichen Leuten. Diese jammern und winseln heimlich und offen über die freigegebene Presse, haben nach jedem zweiten Worte, das sie sprechen, eine Verwünschung der Pressfreiheit auf der Zunge, und beten wohl gleich nach dem Erwachen und vor dem Einschlafen zehn Vaterunser sammt Ave Maria und Glauben für Sedlnitzky und Konsorten. Denn diese Menschen fürchten, auch ihre Namen könnten eines Tages durch das donnermächtige Sprachrohr der Presse in die Welt hinausgerufen werden. Daher ihre versteckte Wuth gegen muthige Schriftsteller, denen sie doch aus vollem Herzen danken sollten. Lesen sie in irgend einem Blatte das Wort: »Zöpfe!« gleich fahren sie entrüstet mit der Hand nach ihrem Zopfe, fürchtend, man habe ihnen das köstliche Kleinod abgeschnitten und gestohlen. Lesen sie das Wort: »Spießbürger!« so schreien gleich hundert Spießbürger zusammen: »O diese Pressfreiheit! Gibt es denn keinen Kerker mehr?« Schreibt man: »In den Kanzleien sind nicht lauter Engel!« gleich schimpfen und jammern einige dickbezopfte Kanzleiangel: »O Pressfreiheit! Kein ehrlicher Mann ist mehr sicher!« Ja, richtet man das Geschloß der freien Presse

in die blauen Lüfte, gleich schreien zehn oder zwanzig liebe Leute auf, als wären sie getroffen. Diese Menschen erinnern mich an den Schakal. Fängt oder verwundet man einen Schakal, so beginnt er jämmerlich zu heulen; zugleich aber stimmen sämtliche Schakale weithin in der Runde ein in dieses liebliche Geheul, und ein Thier verräth das andere.

Gegen die Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens!

Wer gerecht und wahr ist, wer ein reines Gewissen hat, dem muß die Preßfreiheit eines der herrlichsten Güter sein, welche ein Volk besitzt. Alle Wetter! was habe ich, wenn ich mit mir selbst im Reinen bin, von der Presse zu fürchten? Nichts! Verdienne ich die Beschimpfung eines literarischen Buben, gut, so muß ich schweigen. Verdienne ich sie nicht, so habe ich ein Geschwornengericht, oder ich werde so stark sein, der Gemeinheit meine Verachtung entgegen zu setzen, oder den Buben mit der Waffe der Wahrheit niederzuschmettern. Begreift doch um Himmelswillen die durchaus unabweislichen Forderungen der Neuzeit, und machet euch nicht bodenlos lächerlich! Leget eure Empfindsamkeit ab, und betrachtet die Welt als ein unendliches Schauspielhaus; trachtet eure Rolle so gut zu spielen, als es in euren Kräften liegt, und eignet euch den Muth an, eine scharfe öffentliche Kritik vernehmen zu können. Hundert und tausend tiefgewurzelte Übelstände und Mißbräuche sind durch die freie Presse zu bekämpfen; glaubt ihr, das Alles sei mit leichten Fächerschlägen, Strohhalmtigeln und sanften Firmungsbackenstreichen zu bekämpfen? Die ekelhafte Brut der Ungerechtigkeit und Lüge muß mit Bitriol verbrannt, oder mit Pulver in die Luft gesprengt werden. Der Schriftsteller, der für seine Überzeugung muthig kämpft und gegen Ungerechtigkeit und Unwahrheit donnert, hat folgenden Lohn zu erwarten: Die paar Freunde, die er hat, werden von ihm abfallen, und 500 Feinde wird er sich noch dazu schaffen. Sei's! Wenn nur die gerechte und wahre Sache endlich siegt. An den abgefallenen Freunden ist nichts verloren, denn das sind erbärmliche Leute, wie sie Shakespeare im „Timon von Athen“ gezeichnet hat. Man sagt: Wer aus sich selbst nicht erkannt wird, den erkennt man aus seinen Freunden. Ich aber sage: Wer aus sich selbst nicht erkannt wird, den erkennt man aus seinen Feinden! Ich bitte den Himmel, daß er mir recht viele solcher Feinde geben möge, denn dann werde ich stets wissen, daß ich auf dem rechten Wege bin.

Achtet das Hausrecht!

Wir sehen sehr häufig bei Razenseraden und dergleichen öffentlichen Demonstrationen, daß das Hausrecht verletzt wird. Man wirft die Fenster

ein, sprengt die Thüren, stürmt in die Gemächer, zertrümmert, was man findet, beleidigt die Bewohner, und benimmt sich lotterbubenartig. Frauen, Kranke, Kinder werden nicht geschont, dem natürlichen Geseze wird Hohn gesprochen. Solche Vorgänge gehören in die Zeit des Faustrechtes, nicht aber in unser Jahrhundert. Jeder Mensch von auch nur einiger Bildung und Sitte muß solch ein pöbelhaftes Treiben mit Entrüstung zurückweisen. Diebe und Räuber dringen in Häuser, nicht gebildete, freie Menschen. Das Hausrecht muß heilig sein! Jeder Mensch habe mit seiner Familie in seinen Gemächern ein Asyl gegen die Wuth des Pöbels, zwischen den vier Wänden seines Zimmers sei er Herr. Wohin soll solch ein unwürdiges Betragen, wie wir es auch in diesen Tagen erlebt haben, endlich führen? Dieses zügellose Treiben muß aufhören, wenn man nicht fürchten soll, man werde bei solchen Erzessen bald noch weiter gehen, als es bisher der Fall war. Um Sicherheit, Ordnung und den Schuß der Geseze zu genießen, haben wir uns zu einer zivilisirten Gesellschaft vereinigt, uns Häuser gebaut und Städte angelegt. Darum: Achtet das Hausrecht! Wer dieses so nahe liegende Gebot mißachtet, gehört nicht unter freie Bürger; er gehe lieber in die Wälder zurück, und lebe mit dem Thiere.

Jellachich.

Der Ban von Kroatien, der am 9. September an drei Punkten über die Drave in Ungarn einrückte, hat ein Manifest an die österreichischen Völker, eine Proclamation an die Ungarn, und einen Aufruf an seine Waffenbrüder daselbst erlassen. Das Manifest wird hier des beschränkten Raumes halber in Kürze mitgetheilt.

»Als in den Märztagen die laute Stimme des Volkes nach Befreiung von dem Jahrhunderte langen Drucke des alten Systems rief, da hörte unser gütiger Monarch auf diese Stimme, und sprach Freiheit, sprach Gleichberechtigung aus für alle Völker seines großen, mächtigen Kaiserstaates.

Eine herrliche, eine glückliche Zukunft schien uns zugesichert; aber leider sollten wir Kroaten, Slavonier und unsere serbischen, romanischen und deutschen Brüder bald das Gegentheil erfahren. — Eine übermüthige, selbstsüchtige Partei in Ungarn benützte die bei einem solchen Umsturze unvermeidlichen Aufregungen, und wußte unserem allergnädigsten Monarchen Zugeständnisse zu entringen, welche unser allerheiligstes Gut, die Freiheit, ihnen und dem magyarischen Volksstamme ausschließlich gewährten, den übrigen unter derselben

heiligen Krone Ungarns lebenden Völkern aber Knechtschaft und Unterdrückung bereiteten, und vollends durch das Entstehen eines abgesonderten Ministeriums die durch die pragmatische Sanction gewährleistete ungetrennte Einheit der ungarischen Kronländer mit der großen Monarchie faktisch vernichteten.

Die Existenz des Königreichs Kroatien wurde gerade weg geläugnet, — das Königreich Slavonien zu ungarischen Komitaten erklärt, die Einführung der magyarischen Sprache in denselben angeordnet, und in allen Komitaten, somit auch in den südlichen fast durchgehends von Serben bewohnten, solche schon früher bewerkstelligt, — dadurch die Entrüstung eines um das Vaterland hochverdienten tapferen Volksstammes herbeigerufen, ja bis zur Verzweiflung gesteigert, als das ungarische Ministerium durch Maßregeln der Gewalt das Werk der Ungerechtigkeit durchzuführen begann.

Das waren für uns die Früchte der neu erlangten Freiheit! —

Der Ban spricht von den Schritten, welche sowohl er selbst, als auch vielfache Deputationen seines Volkes zur Beendigung der obschwebenden Wirren, doch stets vergebens versuchten, und schließt mit den Worten:

„Ich bin ein Mann des Volkes, ich bin ein Mann der Freiheit, ich bin ein Mann Oesterreichs! treu ergeben meinem konstitutionellen Kaiser und König, weise ich mit voller Beruhigung und auf das Entschiedenste alle Verächtigungen, — wie sie immer heißen mögen: Rückschritt oder Pan-slavismus — zurück, und erkläre hiermit vor allen Völkern Oesterreichs: daß ich zufolge des von der kroatisch-slavonischen Nation landtäglich gefaßten Beschlusses und kraft meiner eigenen innigsten Überzeugung von den als Grundbasis aufgezeichneten Bedingungen der Pacifikation weder abweichen kann noch darf.“

Wir wollen ein einiges, mächtiges, freies Oesterreich, — daher als unerläßliche Bedingung hierzu die Zentralisirung der Ministerien des Krieges, der Finanzen und der auswärtigen Geschäfte. Wir wollen Gleichberechtigung aller unter der Krone Ungarns lebenden Nationalitäten; sie ist allen Völkern zugesagt in den Märztagen durch das geheiligte Wort unsers gnädigsten Monarchen. Wir wollen vermöge eines auf dem besagten kroatisch-slavonischen Landtage feierlich ausgesprochenen Beschlusses unsere Sache von der unserer stamm-, bluts- und sprachverwandten serbischen Brüder in Ungarn nicht trennen. Die Nationen haben wie jeder Einzelne ihre Ehre, die ihnen wie jedem Einzelnen höher gelten muß als das Leben. Sie wollen dasselbe, was wir: wollen treu und fest halten an unserem Kaiser und König; wollen unerschütterlich fest halten an dem großen Kaiserstaate Oesterreich.

Da nun das ungarische Ministerium nicht einzugehen glaubt; da es in seinen separatistischen Tendenzen verharret, d. h. den Verfall der schönen Monarchie herbeiführen will: so gebietet die Pflicht und Ehre das Äußerste zu wagen, und zu den Waffen zu greifen; und wir wollen einstehen mit Gut, Blut und Leben für unser gutes Recht und die heilige Sache!

Gott erhalte unsern konstitutionellen Kaiser und König Ferdinand!

Die würdige Haltung unsers Militärs in diesen Tagen.

Was lobenswerth ist, muß man loben, finde man es bei was immer für einer Partei. Unser Militär hat sich bei den letzten Auftritten vortrefflich benommen, und höhnende Rufe aus dem Munde einiger Thoren nicht beachtet. Wir haben gewiß sehr ehrenwerthe Offiziere, welche die wahre Freiheit zu schätzen wissen, und durchaus nicht jenen Grimm gegen das Volk aus ihren Kasernen mitzubringen scheinen, welchen man ihnen hier und da andichtet, sonst hätte leicht dieses Mal ein blutiger Konflikt entstehen können, wie wir ihn bereits in so vielen Städten erlebt haben, wo die geringfügigsten Veranlassungen die betrübendsten Szenen herbeiführten. Es kann daher durchaus nicht gebilligt werden, wenn manche Blätter sich darin gefallen, den Soldaten beständig zu necken und zu schmähen. Herrschen hier und da Rohheit, Einbildung und aristokratischer Stolz, so soll man noch nicht den ganzen Körper verdächtigen, sonst erbittert man, statt zu bessern. Soll die Freiheit herrschen, so muß auch der Soldat als ein freier Mann und als unser Bruder betrachtet werden. Die Kluft zwischen Bürger und Militär soll nicht vergrößert, sondern ganz aufgehoben werden. Der Soldat hat eine Achillesferse, wo er sterblich ist: seine Ehre! Man achte sie. Er muß sein Blut und Leben opfern; man nenne ihn tapfer und brav, selbst wenn die Sache, für die er muthig kämpft und sterben muß, nicht immer gerecht sein sollte. Er hat dem Kommando zu gehorchen, und kann nicht erst lang fragen: »Ist das, wofür ich kämpfe, gerecht oder ungerecht?« Sonst haben wir so viele Ansichten, als es Köpfe gibt, und die Subordination hört auf. Man kann das Schlechte und Verwerfliche überall tadeln, in was immer für einem Stande es gefunden wird, beim Militär, bei der Geistlichkeit, oder wo immer. Wer aber stets auf Neckereien und Schmähungen des Soldaten Jagd macht, wer mit Wollust dem Publikum Lügen, leere Gerüchte und lächerliche Soldatenanekdoten aufstischt, der macht sich des Verdachtes schuldig, als wäre es ihm lieb, wenn es zu einem traurigen Konflikt und zu einem Umsturze der Ordnung käme.

W i e n.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vormals Strauß).

1848.

Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von G. R. Fröhlich.

Inhalt des VII. Heftes:

Die ungarische Deputation in Wien.
Die schwarzgelben Fahnen und Bänder.
Aus dem Briefe eines gebildeten Proletariers.

Kleine Erzählungen eines ehemaligen Börgers des k. k. Stadt-Konvikts.
Die Parteien.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

Sonntag, 24. September 1848.

Das „Wiener Wochenblatt“ erscheint jeden Sonntag.

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des „Universal-Telegraphen“, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Fran kirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 4 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

Die ungarische Deputation in Wien.

Wieder ist eine äußerst merkwürdige Woche verflossen. Das Bedeutendste, was sie brachte, war die Deputation, von der ungarischen Nationalversammlung nicht an den König, nicht an das Ministerium, sondern an die Reichsversammlung gesendet. Sie bestand aus 16 Mitgliedern des ungarischen Parlamentes, hatte Deak an ihrer Spitze, und wollte Hilfe gegen die Kroaten verlangen. Die Ankunft dieser Deputation drängte alle anderen Tagesbegebenheiten in den Hintergrund, und Wien horchte mit der gespanntesten Erwartung, ob auf das Pochen der Ungarn an die Pforte des Reichstagsaales das inhaltsschwere, in seinen Folgen höchst bedeutsame »Herein!« ertönen würde. Allerdings sprachen kräftige Stimmen sich gegen die Beachtung der Geschäftsordnung in einem so außerordentlichen Falle und für den Empfang der Deputation aus. Wir geben hier einzelne, abgebrochene Äußerungen.

So z. B. sagte Borrosch: »Meine Herren, wie wollen wir hoffen, das Verfassungswerk zu Ende zu führen, wenn der Bürgerkrieg uns umwüthet? Ich wünsche, der Reichstag möge nicht als eine Exekutivgewalt, wohl aber als eine beratende, vermittelnde Macht wirken. Niemand zweifle an meinen Gesinnungen; ich erkenne durchaus nicht Ungarns Fehler. Aber ich fordere Sie auf, meine Herren, der Stimme Ihres Herzens zu folgen; Sie können vielleicht eine parlamentarische, gewiß aber keine moralische Niederlage erleiden.«

Löhner sprach: »Dulden Sie nicht, meine Herren, daß zwei Nationalitäten sich zerstörend bekriegen. Ich weiß, daß die Klagen der Kroaten gerecht sind. Aber ich weiß nicht, von welchem Volksrathe der Führer der Kroaten seine Vollmacht empfangen hat. Dieser Führer, an der Spitze einer blindergebenen Armee, ist gefährlich, wenn man nicht weiß, welcher Minister seine Handlungen verantwortet. Kann denn die Freiheit an der Drau nicht bewahrt werden, ohne die Freiheit in Pesth zu unterdrücken? Nicht Kroaten, sondern k. k. Generale ziehen gegen Ungarn. Man soll dahin wirken, daß beide Nationen sich fest und klar in die Augen sehen; einem vermittelnden Volke wird man eher vertrauen, als einem Kabinete. Man wird sagen: »Wenn wir die Ungarn vorlassen, so müssen wir auch die Kroaten vorlassen.« Allerdings! Aber was haben die Kroaten in dieser Versammlung, welche der Mehrzahl nach slavisch ist, zu fürchten? Wenn Italien heute oder morgen spräche: »Ihr Volksvertreter sollt über unser Schicksal entscheiden, nicht Hofkommissäre und Generale!« oder wenn das in Warschau eingesargte

Volk an uns appelliren wollte, würden wir auch zur Tagesordnung übergehen? Meine Herren, ist Ungarn eine Leiche, dann werden wir um die Freiheit trauern!«

Schuselska sprach: »Die Inhumanität der Ungarn hat einen Bürgerkrieg hervorgerufen, der die Freiheit bedroht. Ich stimme deswegen für die Vorlassung der Deputation, damit die Kabinettspolitik zur Völkерpolitik werde, und daß wir uns überzeugen, ob nicht etwa die Erbitterung des kroatischen Volkes mißbraucht werde, um die Sache der Freiheit zu Grunde zu richten. Lassen Sie uns einmal, meine Herren, authentische Berichte vernehmen.«

Gelfert warnt, aus dem Reichstage einen National-Konvent zu machen.

Das Ministerium wird aufgefordert, dem Bürgerkriege Einhalt zu thun. Der Minister-Präsident Wessenberg spricht, dies sei stets die Bemühung des Ministeriums gewesen. Wessenberg spricht von einer Staatschrift, welche das Ministerium den Ministern Ungarns, jedoch ohne den gewünschten Erfolg, eingesendet habe.

Minister Bach liest diese Schrift vor.

Löhner ist mit derselben unzufrieden, weil er nicht alle nothwendigen Punkte beantwortet findet, und überdies Stellen bemerkt, welche er mit dem Prinzip der Freiheit nicht zu vereinen vermag. Er wünscht, die Geschichte der mit den einzelnen Provinzen geschlossenen pragmatischen Sanktionen wäre in dieser Schrift enthalten. Er wünscht die Drucklegung dieser Schrift. »Diese setzt die alten Rechte der Stände den neuen Errungenschaften gegenüber; da haben aber auch wir kein Recht, hier versammelt zu sein. Wenn der Vortheil des Staates die Versprechungen des Kaisers ungiltig macht, wie werden da unsere Errungenschaften sicher sein? Weh uns, wenn die Geschichte vor dem 13. März zu Gericht sitzt über die Geschichte nach dem 13. März! Lassen wir nicht den Ungarn ihre Freiheit rauben, denn sonst könnte der Zustand fort dauern, daß Jellachich 60,000 Mann kommandirt, ohne einem Ministerium verantwortlich zu sein!« —

Die Gegenpartei machte Vorstellungen, daß der Reichstag durch den Empfang der ungarischen Deputation die Grenzen seiner Befugnisse überschreiten und sich zur Exekutivgewalt bilden würde. Die Mission des Reichstages sei, das Verfassungswerk zu berathen, nicht aber Gesandtschaften zu empfangen, und so den Kaiser und das verantwortliche Ministerium zu übergehen.

Diese Vorstellungen siegten. Die Entscheidung der Reichsversammlung lautete: Die ungarische Deputation sei nicht vorzulassen.

Die schwarzgelben Fahnen und Bänder.

Man fürchtete, die schwarzgelben Fahnen und Bänder würden Montag den 18. September blutige Szenen herbeiführen. Schon einige Tage früher hieß es: »Am Montag wird's losgehen! Da wird Blut fließen!« Mehrere Plakate hatten zum Ausstecken schwarzgelber Fahnen und zum allgemeinen Tragen schwarzgelber Bänder aufgefordert. — Wollte man damit das Schwarzrothgold verdächtigen und verdrängen? Oder gar einen Straßenkampf zwischen Schwarzgelb und Schwarzrothgold herbeiführen? Kann man es durchaus nicht ertragen, wenn einige Tage wieder Ruhe herrscht? Sollen dem Kredit noch tiefere Wunden geschlagen werden? Sollen Handel und Gewerbe noch mehr stocken, als es bereits der Fall ist? Will man aus lauter Patriotismus einen Bürgerkrieg hervorrufen?

Es ist doch ein Bißchen sonderbar mit dem Schwarzrothgold! Die schwarzrothgoldene Fahne flatterte einst aus den Burggemächern des Kaisers! Sie rauchte von den Balkonen und Fenstern aller kaiserlichen Ämter herab! Auf der Getreidemarkt-Kaserne, am kaiserlichen Arbeitshause u. s. w. flattert sie noch immer! Die Nationalgarde trägt Schwarzrothgold; unsere Soldaten in Deutschland haben Schwarzrothgold aufgesteckt! Ehrenwerthe Journale haben zum Tragen der schwarzrothgoldenen Kokarde aufgefordert, und die intelligentesten, die wahre Freiheit liebenden Männer haben sie auf ihren Hüten und an ihren Röcken getragen! Und nun soll das Schwarzrothgold plötzlich verhaßt werden?

Erkläret mir, Graf Drindur,
Diesen Zwiespalt der Natur?

Nun so traget Bänder, wie ihr sie wollt, schwarzgelbe, schwarzrothgoldene, bligblaue, apfelgrüne, irisfarbige, eselgraue, dummheitsfarbige, oder von welchen Farben ihr wollt. Wir vergönnen den Bandfabrikanten ein gutes Geschäft. Aber unsere Ansicht ist, es stehe um unsere Freiheit schlecht, wenn sie durch den bereits äußerst ekelhaften Fahnen- und Bänderstreit, und nicht durch etwas Besseres errungen werden muß. Das ist kein würdiges Schauspiel für Männer! Also von einem schwarzgelben Fähnlein, oder von einem schwarzgelben Bändchen hängt der Patriotismus ab? Wir glauben, es gibt schwarzgelbe Spigbuben so gut, wie es schwarzrothgoldene Spigbuben gibt, schwarzgelbe Gimpel so gut, wie es schwarzrothgoldene Gimpel gibt. Ein gescheidter Mensch denkt endlich: Balget euch um Bänder und Farben, wie ihr wollt; ich aber werde sorgen, daß ich mein Herz stets am rechten Flecke habe, ich werde stets wahrhaft liberal sein, ich werde dem Ultra jeder Partei fern bleiben und das Maß lieben, ohne welches es keine Wahrheit und keine Tugend gibt, ich werde weder der Sklave der schwarzgelben noch

der schwarzrothgoldenen Partei jemals sein, sondern ich werde meinen Gott und mein Vaterland lieben, meinen Nächsten als meinen Bruder betrachten, ich werde die auf dem Wege der friedlichen und gesegneten Reform zu bewirkende Entwicklung, das Heil des Thrones wie das des Volkes lieben, ich werde die Humanität lieben als die einzige und wahre Freiheit, und gar kein Band mehr tragen!

Interessant und, wie wir glauben, auf die Beendigung des ekelhaften Streites hinwirkend ist ein Artikel, welchen die »Abendbeilage zur Wiener Zeitung« gebracht hat. Aus diesem Aufsatze werde Folgendes angeführt:

»Schwarzgelb ist nicht die habsburgische Hausfarbe, denn diese ist Rothgelb; sie ist nicht die lothringische Hausfarbe, denn diese ist Weiß-rothgelb; sie ist nicht die vereinte habsburgisch-lothringische Hausfarbe, denn in dieser kommen die drei genannten Farben vor; sie ist auch nicht die erzherzoglich österreichische Landesfarbe, denn diese ist Weiß-roth. Schwarzgelb hat also nicht die Beziehung zur Familie, wie Viele glauben, sie ist in keinem Falle habsburgisch-lothringische Familienfarbe.

Schwarzgelb ist die altdeutsche Reichsfarbe. Wenn ein Kaiser gewählt wurde, so hatte er das Recht, das Reichswappen zu führen. Diesem fügte er sein Familienwappen hinzu, und zwar nach links. So hatten die Wahlkaiser aus dem sächsischen, fränkischen, schwäbischen Hause die schwarzgelbe Reichsfahne geführt, so hatte Karl VII. die bairische Hausfarbe dem schwarzen Adler im gelben Felde hinzugefügt, und so hatten die Habsburger das habsburgische Roth dem altdeutschen Schwarzgelb hinzugefügt, und so ist Schwarzgelb-roth die habsburgisch-kaiserliche Farbe. Alle noch jetzt bestehenden deutschen Garben des österreichischen Hofes haben diese schwarz-roth-gelbe Farbe, die älteren österreichischen Trommeln am Rande die schwarz-roth-gelbe Streifung, wie es Viele gesehen haben, als in den Märztagen die alten Trommeln aus dem Zeughause in Besitz der jungen Garde kamen; und jetzt noch ist als Überrest der alten guten großen Zeit, wo Österreichs Macht als erste deutsche Macht galt, wo eine Maria Theresia und Joseph II. herrschten, der innere Rand der Trommelreife das alte habsburgische Roth geblieben. Wo die kaiserlichen Truppen auf Gemälden aus dem dreißigjährigen Kriege und später z. B. auf Bouwerman's Bildern vorkommen, da findet sich das Schwarz-roth-gold auf Trommeln, Quasten u. s. f., nur der Fahnenrand hat neben dem Schwarz-gelben (dem Altdeutschen) noch das Roth-Weiß Österreichs, also die vier Farben Schwarz-gelb-roth-weiß. Als Kaiser Franz aufhörte, deutscher Kaiser zu sein, und als Gegengewicht gegen Napoleons junges Kaiserreich Österreich zu einem Kai-

ferthume erhob, bezieht er die altdeutschen Reichsfarben — Schwarz-gelb — bei. Als Habsburger hätte er ölos Roth-gelb gehabt, als Lothringer Weiß-roth-gold; er hätte sein Familienwappen zur Reichsfarbe machen können, er hat bedeutsamer Weise die altdeutsche Reichsfarbe genommen, ohne sich mit dem alten Ornate, der alten Kaiserkrone zu schmücken. Diese ruhen noch in stiller Verborgenheit und erwarten den Auferstehungsmorgen.

In der Art stehen sich Schwarz-gelb, Schwarz-roth-gelb nicht gegenüber (erstes ist die allgemeine altdeutsche Reichsfarbe, letzteres die spezifisch habsburgisch-kaiserliche Farbe) und dürfen sich auch nicht feindlich gegenüber stehen.*

Und somit möge dieser Farbenstreit, wenn auch zur tiefsten Betrübnis der Plakatenfabrikanten, seinem gottseligen Ende zugeführt sein. Aber ein neuer Beleg kann daraus entnommen werden, mit welcher blinder, bisweilen lächerlicher Leidenschaftlichkeit die Partekämpfe geführt werden.

Aus dem Briefe eines gebildeten Proletariers.

Der Sommer ist hin, der Herbst ist erschienen mit seinen brütenden Morgennebeln und kalten Regentagen. Könnte ich mich nicht an den blauen Himmel erinnern, der sich fast täglich über Wien ausspannte, und an den heißen Sonnenschein, der Einen in die Schatten der Häuser trieb, so wüßte ich nicht, daß ein Sommer gewesen; denn ich bin heuer nicht vor die Linie hinausgekommen, habe keine Rose, kein Veilchen, keine Lilie, keine Johanniswürmer, kein Dorf im Mondlichte und keine Wälder gesehen. Das ist für mich traurig, da ich nicht weiß, ob ich noch einen Sommer erleben werde. Barrikadenbilder, beständiges Allarmtrommeln, von Ragenmusk durchlärmte Mondnächte, blutige Arbeiter-scenen, mitternächtiges Sturmge-läute und Rufe von Verrath, Nachrichten von Bombardements — unter solchen verworrenen Bildern ist die schöne Sommerzeit wie ein greller, melancholischer Traum vorübergestoßen! —

Ich sehe so viele gebildete Menschen, welche rastlos mit den Sorgen des Tages zu kämpfen haben, und zu keinem Lebensgenusse gelangen können. Es ist so traurig, zu sehen, wie die ganze unwiederbringliche Lebenszeit mit der Arbeit für den Wagen hingebracht werden muß! Können solche Menschen von Freiheit reden? Nein! Und worin liegt der Grund? Darin, daß in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen Alles faul und morsch ist, daß unter den Großen und Mächtigen, wie auch unter den Kleinen der Erde so viele Spitz-buben sind, die mit Cottes herrlicher Welt eine schändliche Wirthschaft treiben! Der Handarbeiter hat sein tägliches Brot, nicht aber der Geistarbeiter.

Man muß etwas lernen, man muß ein gebildeter Mensch, ein Mann von Geist und Herz sein, um gerade so viel zu haben wie ein Bettler. Der Pflastertreter und der gebildete, geistigthätige Mensch haben gleiches Schicksal. Die Herren, welche die Zügel der Regierung in den Händen haben, sind größtentheils gewissenlose, geist- und herzlose Menschen. Sie schwelgen unter ihren vielen tausend Gulden, die sie jährlich beziehen, und kümmern sich den Teufel um das Proletariat der Gebildeten. Wohin muß das endlich führen? Herr, ich bin noch jung, aber bereits zur Verachtung der Menschen und des Lebens gelangt. Könnte ich, ich zöge weit von Wien fort, in ein einsam gelegenes, von einer schönen Natur umgebenes Dorf. Ich würde dort einfach leben; mein Klavier, die Natur, gute Bücher und die Liebe sollte mein Leben verschönern; Bälle, Theater, seidene Kleider, Audienzsäle, Kanzleien u. s. w., kurz all den Plunder der Städte, welcher das Herz krank macht, möchte ich vergessen!

Kleine Erzählungen eines ehemaligen Bögling des k. k. Stadtkonviktes.

1.

Wir Böglinge hatten einen alten Diener, der Weißhappel hieß. Dieser Alte hatte sich eine lederne Beinkleidtasche machen lassen, die dazu dienen sollte, die übrig gebliebenen Speisen aufzunehmen; Suppe, Fleisch, Sauce, Gemüse, Mehlspeise, dies Alles mußte in den Schlund dieser Ledertasche wandern. Eines Tages brachte er eine Schüssel aus der Küche in den Speisesaal; es waren Würste auf Gemüse; der Alte zählte auf dem Gange in den Speisesaal die Würste, und verrechnete sich. Er ergreift daher ein Paar Würste, steckt sie in den schmutzigen Abgrund seiner ledernen Tasche, stellt dann die Schüssel auf den Tisch, und kehrt sich um. Ein Professor ruft ihm nach: »Weißhappel, es fehlt ja eine Portion Würste?« — »So?« sagt Weißhappel, mit einem kuriosen Gesichte zurückkehrend, nimmt die Schüssel und brummt: »Werde sie gleich bringen.« Er geht einen Schritt vor die Thüre hinaus, und wie der Vogel Strauß glaubt, wenn nur er den Jäger nicht sieht, so sehe auch der Jäger ihn nicht, zieht er brummend die mit Gemüse umgebenen Würste — höchst appetitlich! — aus dem ledernen Tartarus hervor, legt sie auf die Schüssel, kommt wieder herein, und stellt die Speise auf den Tisch, mit einem Gesichte, auf dem geschrieben steht: »Ich hab' es ihnen in der Küche draußen schon tüchtig gesagt, daß sie das nächste Mal besser zählen sollen!«

Wir Hoffängerknaben hatten einen gar sonderbaren Singmeister. Er hieß Korner. Man stelle sich eine alte Figur vor, auf einem Sessel sitzend, in einen blauen Mantel gehüllt, die schwarze Schlafhaube bis zu den Ohren herabgezogen, eine Brille auf der Nase, eine braune Geige unter dem Kinn, und den weißen Mund rastlos rechts und links ziehend, während zu beiden Seiten des Tisches die 10 Hoffängerknaben mit ihren Notenblättern stehen. Wir Hoffängerknaben trugen wie die übrigen Zöglinge eine Uniform, und Korner hatte eine besondere Lust, uns mit seinem Stocke vor allen Leuten zu prügeln. Dies wußten die Menschen, und versammelten sich jedesmal nach dem Schlusse des Hochamtes in der Vorhalle der Hofkapelle, bis wir Sängerknaben vom Chore herabkamen. Hier warteten wir auf unsern Singmeister. »Nun,« sagte mancher Spaßvogel zu uns, »wartet nur, heute wird euch der Korner wieder eine Prügelsuppe geken!« Nun hörten wir einen Stock auf der Chorstiege, — er kam langsam herab, der blaubemäntelte Tyrann von Sirakus. Er sah im Kreise der Sängerknaben herum und zählte sie, zog seine Tabaksdose heraus, schnupfte — die Leute lachten bereits. Dann winkte er den Sopran-Solosänger heran, und schenkte ihm einen Zwanziger, dergleichen dem Alt-Solosänger; dieses Geld hatte ihm der Hofkapellmeister Gybler für die Knaben gegeben. Uns übrigen Sängerknaben machte er mit der Hand eine sogenannte »Feige,« und rief höhnisch grinsend: »Und das gehört euch!« Wir wollten gehen und brummt: »Der Gybler hat ihm auch für uns Geld gegeben, das steckt der Alte für sich selbst ein!« Plötzlich rief der Singmeister: »Halt!« Wir blieben stehen. »Nun,« sagte er, »kommt's nur her zu mir! Oder soll ich vielleicht zu euch hinkommen?« Wir kamen heran. Er streckte die Hand aus dem Mantelärmel hervor, winkte, den Mund beständig hin- und herziehend, einen Knaben herbei, packte ihn beim Ohre, faßte ihn, da der Knabe Reißaus nehmen wollte, mit den Worten: »Halt, Freund!« bei den Schößen des Uniformrockes, schwang den Stock, und tanzte mit dem Knaben im Kreise herum. Doch die Streiche waren eben nicht zum Weinbrechen. Die zahlreich versammelten Zuschauer lachten sich halb krank bei einem solchen Schauspiele. Der Sängerknabe zog sein Tuch heraus, und — lachte heimlich hinein. »Sind nur Krokodillsthränen!« rief der Singmeister. »Warte du kleiner Gallunke! Ich werde dir schon auf dem Chore schwägen, statt zu pausiren. Kommt nur dein Vater zu mir, du mußt mir auf der Stelle aus dem Stadtkonvikt. In der ganzen Wienerstadt ist kein schlechterer Bursch als du!« Dann schwieg der Alte eine Weile, sah wieder im Kreise herum, schien sein Völklein zu zählen, hob den Stock auf und rief: »Marsch!« Und wir uniformirten Hof-

sängerknaben zogen lachend und von unendlichem Gelächter begleitet ab. Bisweilen rief uns eine Stimme nach: »Nun, wie hat's geschmeckt?«

3.

Wenn die »Schöpfung,« oder die »Jahreszeiten,« oder überhaupt ein Oratorium im Burgtheater aufgeführt wurde, so mußten auch wir Sängerknaben in Uniform mitwirken. Wir saßen auf der Bühne, der Vorhang war aufgezogen; bevor das Oratorium begann, wurde ein Sack mit Kipfeln hereingebracht. Der Sängerknabe sollte die Kipfel unter uns Knaben verteilen; auf jeden Knaben sollten 2 Kipfel kommen. Einer von uns bemächtigte sich listiger Weise eines dritten Kipfels, Korner bemerkte es, und nun ging der Sturm los. Der Alte schreit: »Du Dieb! Du Räuberseele! Du Mordkujon! Du größter Schandbube von ganz Wien!« steht langsam auf, beständig den Mund hin- und herziehend, greift nach dem Stocke, faßt den Sängerknaben beim silbergestickten Kragen des Uniformrockes, und wenn nicht der Hofkapellmeister Eybler vom Dirigentenpulte entrüstet hervorruft: »Aber Korner, was machen Sie mir für einen Skandal mit den Hofsängerknaben?« so prügelt der Alte den kleinen Kipfel=Ninaldini vor dem zahlreich versammelten Publikum, und erweckt ein unausslöschliches Gelächter des ganzen Hauses.

Doch schlaf in Frieden! Längst ertönte dir die Todtenglocke,
Sängerknabe Korner, mit dem blauen Mantel und dem Stocke!

4.

Wir hatten auch einen Violinmeister. Er hieß Zekel. Wir Zöglinge erwarteten ihn im Musiksaale. Er trat ein. Ein Frack, dessen zugespitzte Schöße beinahe die Ferse berühren, Augengläser, unschöne Nase, weit vorquellendes Kinn. Er schritt in die Mitte des Saales, blieb stehen, nahm mit den dünnen, verdorrten Fingern, die, wenn sie einen Triller schlagen wollten, auf der Saite ohnmächtig liegen blieben, den Hut ab, und eine dicht mit Haarpuder bestreute Perrücke kam zum Vorschein. Dann begab er sich in den Kreis der Zöglinge, stellte sich vor ein schraubbares Notenpult, schob sein Taschentuch in die Brust zur bequemeren Violinhaltung, streifte den linken Ärmel auf, nahm Violine und Bogen. Auf seine mit Kolophonium und Haarpuder bestaubte Violine ließ er nun sein linkes Ohr sinken, legte den Zeigefinger über die A- und D-Saite, um h und es zu greifen, und blickte grimmig vernichtend auf den kleinsten Finger, der sich mit aller Anstrengung, ein tyrannisirter Sklave, emporstreckte, als wollte er sich von der Hand losreißen, um das dreimal gestrichene Es auf der E-Saite zu erreichen, einem Bluteigel nicht unähnlich, der in einem Glase sich empor-

streckt, um einen Anhaltspunkt zu finden. Als das dreimal gestrichene *Es* erreicht war, strich der Meister den *Akkord*, zu dem noch die leere *G-Saite* klang, ein *Akkord*, der gleichsam wie ein Koloss von Rhodus die Beine auseinanderstreckte. Dann sah der Meister mit einem Triumphatorsblicke seine Zöglinge an, als wäre eine Völkerschlacht unter seinem Feldherrnstabe gewonnen worden, und als wollte er sagen: »Habt ihr gehört, wie hoch man es in der Kunst bringen kann? Habe Respekt, kleines Volk!«

Und nun ließ er Bogen und Violine sinken, nahm Platz, lächelte, die Augenlieder fielen ihm wie selig zu.

»Meine lieben Kinder,« begann er, »ihr wollt euch also der Musik weihen? Musik! Hört ihr die Musik schon im Worte »Musik?« Die Musik lieben Domherren, Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle, Päpste; Barone, Grafen, Fürsten, Herzoge, Erzherzoge, Kronprinzen, Könige, Kaiser! Wer die Musik nicht liebt, ist kein Mensch, ist ein Tiger, eine Hyäne! Die Violine ist die Königin der Instrumente. Wer die Violine nicht liebt, mit dem mag ich nichts zu thun haben. Er mag ein recht gescheidter Mensch sein, aber — er gehe mir drei Schritte vom Leibe, ich mag mit ihm nichts zu thun haben. »Barbar!« murmelte ich in meinen Bart. Ich muß euch sagen, meine Kinder, ich liebte die Violine, als ob sie meine Frau wäre. Sie war froh, wenn ich froh war, traurig, wenn ich traurig war, sie lachte, wenn ich lachte, sie weinte, wenn ich weinte. Ich muß euch sagen, meine Kinder,« flüsterte der Meister mit wichtig thuenenden Augen, als ob er seinen Zöglingen ein tiefes Geheimniß anvertrauen wollte, »daß ich, als ich noch jung war, aus Liebe zur Violine — leberkrank wurde!« Und darauf fixirte er seine Zöglinge mit Augen, über denen die Brauen sich höher spannten und die Stirne eine Menge Faltenwellen schlug.

»Leberkrank!« schrie er auf, daß es durch den Saal scholl, und ein paar Violinbögen aus den Händen erschrockener Zöglinge zur Erde fielen. »Nun, das war freilich etwas überspannt,« sagte er mit sanfter, sich selbst beschwichtigender Miene, »das soll freilich nicht als Muster gelten, aber« — hier lächelte er unendlich behaglich vor sich hinunter, indem er den Kopf auf die linke Seite senkte — »aber mit dieser Liebe habe ich es auch hoch gebracht. — Nun« — hier hob er die Achseln — »nicht mein Verdienst. Da,« hier deutete er auf seine Brust — »da, der Genius da, der hat Alles sogemacht.« Und nun schloß er rasch: »So mancher meiner Schüler hat es hoch gebracht. Auch ihr, meine Kinder, könnt es noch hoch bringen, wenn ihr fleißig seid, mir folget, und euch merket, was euer Meister euch sagt.«

Darauf lachte er mit sich selbst sehr zufrieden, kniff den nächststehenden Zögling in die Wange, klopfte mit dem Bogen auf das Pult, schlug die

Exerzitien von Note auf, und nun setzten sich Violinen und Bögen in Bewegung. Dazwischen kreischte die Stimme des Meisters: »Den Bogen mit Grazie zum Kinn geführt! — Warum denn nicht ganz austreichen? Warum hat man denn den Bogen so lang gemacht? Man hätte ja sonst Holz und Pferdehaar ersparen können? — Donner und — O heiliger Note, vergib uns unsere Schulden! Was war das für ein himmelschreiender Mißton?« — Diesem Bögling steckte er 3 oder 4 Bücher unter die Achsel, damit der Oberarm bei der Bogenführung unbeweglich bliebe, jenem fuhr er mit dem Bogen zwischen Violinhals und Hand, damit diese hohl läge u. s. f.

5.

Eines Abends wurde eine Ouvertüre aufgeführt. Der kleine Paukenschläger hatte 30 oder 40 Takte zu pausiren, dann sollte er einen Wirbel schlagen. Zwanzig Takte etwa pausirte er, nun fielen seine Augen auf die gelben Metallknöpfe am Frack des dirigirenden Meisters, und, statt zu pausiren, begann er ein Knabenspiel, indem er nach den Knöpfen zählte: »Edelmann, Bettelmann, König, Kaiser; Edelmann« — eben wollte er rufen: »Bettelmann!« da die linke Brustseite des Fracks 6 Knöpfe hatte, als der Meister fortspielend durch das ganze Orchester lief, hin zum kleinen Paukenschläger, ihn mit dem Bogen auf den Kopf klopfte, und rief: »Entsetzlicher Bösewicht! Man wird den Wirbel auf seinem Kopfe schlagen!« dann wieder fortspielend, das linke Ohr auf der Violine, durch den ganzen musikalischen Sturm zurückeilte, den einen Frackschoß von der Schraube des Violoncellkopfes, an der er hängen blieb, loszerterte, und zu seinem Pult schoß, murmelnd: »Die kleinen wilden Thiere haben gar keinen Sinn für die Musik, für die erhabene Musik!« Und gleich darauf klopfte er mit dem Bogen auf sein Pult, um die Ouvertüre zu unterbrechen: »Aber ach! wie kann man denn diese schöne Stelle so kalt vortragen? Ein Eisbär könnte dabei erfrieren! Und die Stelle ist doch so voll Gefühl!« Und nun hob er das weit vorquellende Kinn in die Höhe, ließ die Augen selig zufallen, und sang die Arie mit dem von ihm improvisirten Texte: »Ach, die jungen Barbaren haben kein Gefühl für Musik, keinen Funken Gefühl für die erhabene Musik! Ich werde noch in die Grube fahren aus lauter Ärger!«

Auch über dir schloß längst sich zu des Sarges Deckel,

So ruh' auch du im Frieden, Geigenmeister Zefel!

6.

Aus dem k. k. Stadtkonvikte sind manche Notabilitäten hervorgegangen. Ich nenne hier nur den Sänger Wild und den genialen Liederkompositeur Schubert. Schubert war ein schlechter Student, er mußte einiger

»Dreier« halber das Konvikt verlassen. Er soll schon damals seine »Forelle« komponirt haben.

7.

Wo bist du hingekommen, du sonderbare, wilde, Wehmuth erregende Jugendzeit? Wo in unserm jungen Busen eine verworrene, gänzlich falsche Welt aufdämmerte, wo wir uns goldene Bilder und Träume schufen, und jedes schöne Mädchen für einen Engel hielten, dem Gott nur die Flügel nahm, bevor er ihn in die Welt entließ! Wo wir träumten, wenigstens einst Hofrätthe oder Präsidenten zu werden, götter schöne Frauen zu bekommen u. dgl. Dinge. Du wütest Treiben, du hoffnungsvolle, längst verschmetterte, vergeubete Zeit! Ihr Sommernächte, wo blaues Mondlicht in unsere Schlafsäle drang, die Glocke auf der Universitätskirche Zwölf schlug, beim Stubenthore der Wachposten: »G'wehr aus!« rief, und aus der Ferne eine Musik von Metallinstrumenten heraufschmetterte! — Nun befinden wir uns mitten auf dem sturmbelegten Meere des Lebens, mit vollen Segeln, entweder werden wir untergehen, oder auf dem geretteten Brete in den Hafen treiben! O sonderbare Jugendzeit, du hast dich längst in's Meer der Ewigkeit verloren, und, wie Lenau sagt, »an deinen Busen, Melancholie, neige ich mein umnachtetes Angesicht!«

Die Parteien.

Jemand sagte vor kurzer Zeit zu mir: »Wenn ich aufrichtig reden soll, so muß ich gestehen, daß ich in Verlegenheit bin, mit welcher Partei ich's halten soll. Keine erscheint mir rein und tadellos.« Ich antwortete ihm: »Halten Sie es mit Ihrer Überzeugung, das wird das Beste sein. Die Begründung eines Parteimannes liegt im Kerne seines Charakters, und datirt sich nicht erst von gestern her. Besitzt man Charakter, so gehört man bereits der einen oder der andern Partei an, selbst wenn man nicht einmal von dem Vorhandensein dieser Parteien Kenntniß haben sollte. So gibt es Kommunisten, obwohl sie das Wort »Kommunismus« noch nie in ihrem Leben gehört haben.«

Was im Parteikampfe so schwer zu erkennen ist, und was der gebiegene Mann häufig mit vergeblicher Mühe sucht, um sich zu entschließen, ob er den rechten oder linken Weg einschlagen soll, das ist — die Thatsache! Die Thatsache in ihrer schärfsten Wahrheit, in ihrer vollkommenen Reinheit! Wer bürgt mir im Sturme der großartigen Ereignisse und im heißen Kampfe der entfesselten Leidenschaften, daß die Thatsache, welche mir erzählt wird, vollkommen wahr ist, und nicht, wie sie

durch die Brille der einen oder der andern Partei angeschaut wurde? Durch das Prisma der Parteien bricht sich das Licht der Wahrheit in verschiedenfarbige Strahlen. Der Haß sieht anders als die Liebe, die Leidenschaft anders als die Ruhe. Man kann zehn Journale über ein Faktum lesen, und wird am Ende noch nicht mit Entschiedenheit zu sagen vermögen, ob der Mann, um dessen Beurtheilung es sich handelt, zu preisen oder zu verdammen sei. Und doch sind die meisten Zeitungsschreiber so schnell fertig mit der Thatsache, deren Feststellung und Reinigung so wichtig und so schwer ist! Sie bringen durch diesen sträflichen Leichtsinne im Publikum Mißtrauen und Verwirrenheit und Unentschiedenheit hervor. Der Leser weiß endlich die Wahrheit von der listig maskirten Lüge nicht mehr zu unterscheiden. Er weiß nicht mehr, soll er rechts oder links ziehen, ist Christus dort oder ist er hier, oder vielleicht nicht Christus, sondern Judas, der ihn für 30 Silberringe und mit einem Kusse verrieth. Vorzüglich mit den politisch Unmündigen wird ein abscheuliches Spiel getrieben! Der Mann, den die eine Partei zum Himmel erhebt, wird von der andern Partei in den Schlamme getreten. Aber man sollte das Gute und Wahre am Feinde wie am Freunde ehren, die Perle aufheben, ob man sie rechts oder links findet. — Vor allen andern Dingen also eine gewissenhafte Erforschung und Darstellung der reinen Thatsache, komme sie vom Freunde oder vom Feinde! Und dann erst mit ehrlicher, sachverständiger Hand das scharfe Skalpell an die Brust dieser Thatsache gesetzt, um das Herz — nämlich das Motiv — zu untersuchen. Aber wer arm ist und in der Welt durch viele Jahre die verschiedenartigsten Menschen kennen gelernt hat, gelangt jetzt leider zur düsteren Erfahrung, daß unter 100 Leuten, die alle ehrlich zu sein vorgeben, 99 Spigbuben sind. Sagte doch Börne: »Jetzt werde ich bald glauben, ich sei noch der einzige ehrliche Mensch auf der Welt!«

W i e n.

Gedruckt bei Leop. Commer (vormals Strauß).

1848.

Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von C. R. Fröhlich.

Inhalt des VIII. Heftes:

Ein Spaziergang durch Wien.

Kaiserliche Manifeste.

Der Protest der Journalisten an den Reichstag.

Über Tagesbegebenheiten.

Der Verein der mit der akademischen Les-

gion sympathisirenden Nationalgarbisten und Bürger Wiens und der Umgebung.

Erinnerungen an den verstorbenen Erzherzog Anton.

Lebe wohl, Sanftmuth!

Rückblick auf große Männer.

Mephistopheles.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

Sonntag, 1. Oktober 1848.

Das »Wiener Wochenblatt« erscheint jeden Sonntag.

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des »Universal-Telegraphen«, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Frankirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 4 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

Ein Spaziergang durch Wien.

Ich komme durch das Burgtbor in die Stadt. Zeitungsverkäufer halten mir ihre Blätter entgegen und rufen: »Die Presse! Die Geißel! Charivari! Studenten-Courier!«

Die Austrägerin eines Flugblattes kommt den Kohlmarkt herauf und schreit: »Einen Kreuzer das Blutbad in Frankfurt!« Für viele Menschen hat das Wort »Blutbad« eine Anziehungskraft. Sie kaufen, erfahren jedoch nichts Neues, sie wissen den Inhalt bereits aus Zeitungen. Die Lösung der Waffenstillstandsfrage hat nämlich eine Partei gewaltig erbittert. Volksversammlung; Angriffe auf die Paulskirche, man will die Abgeordneten, welche sich für die Annahme des Waffenstillstandes erklärt haben, zwingen, die National-Versammlung zu verlassen. Man heißt sie Hochverräter an der Freiheit Deutschlands! Reichstruppen umgeben die Paulskirche. Straßenkämpfe, Bau von Barrikaden, von denen einige mit Kartätschen genommen werden. Frankfurt im Belagerungszustande. Verkündigung des Standrechtes.

In der Ferne ruft eine Flugblatt-Austrägerin; ich höre nur die Worte: »Fürst Bichnowsky und General Auerwald!« Wahrscheinlich die Ermordung dieser zwei Abgeordneten. Auch das wissen wir bereits. Auerwald und Bichnowsky haben sich in die Wohnung des Kunstgärtners Schmidt in Frankfurt geflüchtet, werden entdeckt, und der barbarischen Mißhandlung mit Knütteln und Kolben folgt die mordende Kugel.

Hinter mir höre ich die Worte: »Ich versichere Sie, meine Gnädige, es wird bald so weit kommen, daß man keinen Cylinderhut mehr tragen darf. Sie geben keine Ruhe. Früher haben sie einen Bänderstreit gehabt, jetzt werden wir einen Hüttestreit bekommen.« Ich wende mich um. Es ist ein alter Herr neben einer Dame.

Ich bleibe auf dem Kohlmarkt stehen, und will mir das Porträt der Baronin Brandhof ansehen. Ein Mann mit verstörter Miene kommt daher, und beginnt plötzlich aus allen Kräften zu laufen. Ich sehe ihm nach, er hat äußerst schnelle Füße. Plötzlich eilen Menschen den Kohlmarkt herab, ein junger Mann mit dem Hute der akademischen Legion voraus und ruft: »Aufhalten!« Man verfolgt den Entflohenen, ein Menschenstrom erfüllt den Kohlmarkt. Ein Knabe tritt zu mir und spricht: »Er hat so eben 2 goldene

Uhren gestohlen.« Man hat ihn erreicht. Man führt ihn zum bestohlenen Uhrmacher zurück, ein langer Menschengewimmel folgt.

Ich sehe 6 oder 7 Menschen, die ein Plakat lesen. Einer tritt hinweg und sagt: »Fopperei an allen Ecken!« Ich gehe näher und lese: »Das konstitutionelle Freudenmädchen.« Wenn man das Plakat zu Ende gelesen, erfährt man den Namen der konstitutionellen Bajadere. Sie heißt: »Journalistik.«

Ich komme an einem Kaffeehause vorüber. Ich sehe hinein; viele Gäste, viele Journale, Lesewuth, unersättlicher Hunger nach politischen Neuigkeiten. Alle Journale sind über Nacht politisch geworden, Belletristik und Poesie hat man verabschiedet, für 1 Kreuzer erhält man eine kaum bezwingbare Portion Politik. Weiß der Teufel! Ist denn die Politik eine gar so leicht zu erlernende Kunst? Waren miserable Theaterkritiken die Vorstufe? Lauter politische Talente und Genies! Und unendliche Bescheidenheit! Und welch ein Adel der Form! Die Vertreter des Volkes und die Minister, wie artig und anständig werden sie behandelt! Die größten Fragen des Jahrhunderts, mit welcher Entschiedenheit, mit welcher Schärfe und Tiefe der Intelligenz werden sie ihrer Lösung entgegengesetzt! Und welch eine Redlichkeit der Gesinnung für das Volk! Ja, das heißt: »Auf der Höhe seiner Zeit stehen!« Wenn ich an meine Brust klopfe, so muß ich sagen: »Ich stehe noch nicht auf der Höhe meiner Zeit, denn ich habe die Weisheit Europa's nicht mit dem großen Löffel gegessen!«

Ich komme mit einem geachteten Schriftsteller zusammen. »Wie geht's? Was gibt's Neues?« frage ich. »Die aufregendsten Gerüchte gehen herum,« antwortet er. »Aus unbekannter Quelle kommen sie, und verbreiten sich wie ein Miasma. Auflösung der akademischen Legion, Entwaffnung der Nationalgarde, Zusammenziehung einer Truppenmacht von dreißig bis vierzigtausend Mann, bevorstehende Belagerung Wiens« u. s. w.

»Ja,« sage ich, »an jedem Abend kann man hören, am nächsten Tage werde Entsetzliches geschehen. Auf vielen Herzen liegt eine drückende Ahnung wie Blei. Man meint, der Teufel solle nicht an die Wand gemalt werden, er könne sonst kommen. Ohne Zweifel gibt es eine Partei, der es sehr lieb wäre, wenn er kommen würde.«

Freiheit, wann werden wir dein schönes, ruhvolles Angesicht sehen?

Wir sprechen über die überraschende Ankunft des Erzherzogs Stefan in Wien und über die Niederlegung seiner Palatinalwürde, über den Judex Curiae Grafen Georg Mailath, den der Kaiser provisorisch mit der Führung der Palatinalgeschäfte beauftragt hat, über Rossuth's Absicht, einen Landsturm zu organisiren, über die vermuthliche Verbindung der hiesigen Kaiser-

nen durch Telegraphenlinien, über den Einfall des Republikaners Struve mit einigen tausend Freischärlern in's Badische, Wegnahme der öffentlichen Kassen, Gefangennehmung der Beamten u. s. w. »Haben Sie den Fackelzug gesehen, den der Abgeordnete Rudlich erhalten hat?« fragt er mich.

»Nein,« erwidere ich, »aber ich habe gehört, er soll großartig gewesen sein. Über tausend Bauern, aus der Nähe und Ferne herbeigeströmt, waren zugegen, erzählt man. Ich habe auch gehört von dem Löwen, der früher oder später in der Aula brüllen könnte, und von den Feuerzeichen, die dann von Berg zu Berg leuchten sollten. Willner soll in der vorhergegangenen Volksversammlung im Odeon durch seine Rede, in der er die Ereignisse seit den Märztagen durchlief, einen tiefen Eindruck auf die Herzen der Landleute gemacht haben. Man hat Thränen in den Augen der gemüthlichen Leute gesehen.«

Wir sprachen noch von dem ersten Gottesdienste, welchen die deutschkatholische, oder wie sie sich nennt, die freie christliche Gemeinde an dem nämlichen Tage im Musikvereinsaaale unter den Tuchlauben hielt. Auf dem mit rothem Sammt bedeckten Tische standen zwei Kannen und Becher von Silber, und eine silberne Tasse mit Weißbrot. Ronge und Wagner hielten Vorträge, eine kleine Orgel begleitete den Gesang der Gemeinde, das Abendmal mit Wein und Brot wurde gespendet u. s. w. Wir schieden.

Ich komme an einer Buchhandlung vorüber. Da sind in der Auslage die verbotensten Bücher, aber keine Seele fragt mehr darnach. Der Buchhandel liegt darnieder. Ich glaube, stünde jetzt ein Göthe auf und ließe ein neues geniales Werk in der Buchhandlungsauslage paradiren, es würde nicht gehörig beachtet. Man will Zeitungen, Kreuzerzeitungen, geschrieben mit Reulen und Knitteln, oder recht grell skandalöse Broschüren. Wer sich dazu herbeiläßt, kann noch immer ein gutes Geschäft machen. Ich aber denke: Ich könnte, wenn ich wollte! Doch Geld und Gewinn waren nie meine Götter. Wenn nichts, so werde ich doch Eines aus diesen Stürmen retten: Meine Selbstachtung!

Kaiserliche Manifeste.

Der Kaiser hat zwei Manifeste erlassen, das eine an die Völker Ungarns, das andere an die ungarische Armee. Der Kaiser ist fest entschlossen, einen Kampf zwischen den Truppen unter den Befehlen des ungarischen Ministeriums und jenen unter den Befehlen des Banus von Kroatien in keinem Falle zuzulassen. Zu diesem Ende ist der F. M. L. Graf Franz von Lamberg in der Eigenschaft eines außerordentlichen königlichen Kommissärs beauftragt sich ohne Verzug in das Hauptquartier des ungarischen Armee-Corps zu be-

geben, und daselbst alle Feindseligkeiten einzustellen, so wie den gleichen Befehl an den Banus von Kroatien zu erlassen *). Der Kaiser erwartet von den beiderseitigen Befehlshabern und den ihnen unterstehenden Truppen augenblicklichen Gehorsam und Befolgung des königlichen Willens, dem unnatürlichen Kampfe zwischen Truppen, die beide zur nämlichen Fahne geschworen und nur brüderlich für den gemeinsamen Zweck der Vertheidigung des Vaterlandes zu fechten haben, ohne Verzug ein Ende zu machen. Der Kaiser erwartet von jenen Soldaten, die ihre Fahnen verlassen haben, eine reumüthige Rückkehr zu denselben, und von den Völkern Ungarns ein vertrauensvolles Entgegenkommen zu dem außerordentlichen Kommissär, damit zwischen den ungarischen und nicht ungarischen Staaten jene volle Einigkeit wieder hergestellt werde, wie sie durch die pragmatische Sanction zugesichert war.

Der Protest der Journalisten an den Reichstag.

Am 26. September verließen nach Verlesung des Protokolls die Journalisten den Reichstagsaal. Der Grund davon lag in der Entziehung des bisherigen Zuganges zu den Journalistenlogen, und in der Anweisung eines unanständigen Eintrittes, durch den man die Verhinderung einer Kommunikation der Journalisten mit den Abgeordneten zu beabsichtigen schien. Die Journalisten beschloßen hierauf: 1. einen energischen Protest gegen die Ordner des Hauses der Reichsversammlung vorzulegen, und denselben in den Journalen zu veröffentlichen. 2. Nicht früher in den Journalistenlogen zu erscheinen oder die Verhandlungen des Reichstages in den Blättern zu besprechen, als bis jene Anordnung aufgehoben sei. 3. Die Wiener Redaktionen zu ersuchen, so lang keine Reichstagsberichte zu liefern, bis nicht die beleidigende Verfügung zurückgenommen sei.

Der Protest lautete:

Der bisherige Zugang zu den Journalistenlogen des konstituierenden Reichstages wurde den Vertretern der Presse heute am 26. September entzogen. Der neu angeordnete Eintritt ist nicht nur unanständig, sondern scheint auch die Verhinderung einer Kommunikation der Journalisten mit den Deputirten zu beabsichtigen. Wir protestiren feierlichst im Namen der Tagespresse, welche das Verbindungsglied zwischen Volk und Reichstag ist, gegen diese Maßregel. Sie verletzt Stellung und Würde der Journalistik eines freien Staates, sie kränkt selbst die Ehre des Reichstages, weil sie ihn jedem bestimmenden Einflusse zugänglich und somit für unselbstständig erklärt.

*) „Lamberg ist ermordet!“ läuft ein Gerücht am 30. September Vormittag durch Wien.

In der unerschütterlichen Überzeugung, daß in diesem Falle nicht nur unserer beleidigten persönlichen Ehre, sondern den Rechten der Presse selbst volle Rechnung getragen werden muß, erwarten wir die Zurücknahme dieser Maßregel.

Dr. Basch. Deneberg. Szarvady. Ludwig Engl. Wilhelm Ehrlich. Rakfa. Vary. Silberstein. Reinisch. C. A. Ritter. Gentili. Kaminski. Hoffak. Sigm. Engländer. Moschinski. Friedmann. Dr. Fränkl. Dr. Becher. Niederhuber. Dr. Ebelin. Uhl. Dr. Rapper. Tanta. Ab. Chaisses. Freund. Hoffmann. Camillo Hell. Dr. Segen. Wunsch. Dr. Zellinek. Dr. Adalb. Ungar. Grüner. W. Wiener. Max Schlesinger. Kern. Mit-
terbacher. Breuer. Isid. Heller. Mahler. Dr. H. Löw. Dr. Stiff jun.
Dr. Gust. Frank. Leop. Häfner. Zwillingen. Ab. Neustadt. Kürnbergger.
Landsteiner. Zang. Dr. Lausenau. Rechnig. Theod. Mannheimer. Ab. E.
Ehrlich. Kolisch. Adolph Frankl. Sim. Deutsch. Max Habrowsky. Helle-
ring. Dr. Wilhelmi. E. Durst. Apfer.

Ueber Tagesbegebenheiten.

Es ist bisweilen nicht uninteressant, einen Mann aus dem Volke zu vernehmen, wie er über unsere Zustände denkt, und was er von den Tagesbegebenheiten zu erzählen weiß. Da sprach ich dieser Tage mit solch einem Manne. »Warum,« fragte ich ihn, »hat man denn gestern Alarm getrommelt?«

»D,« sagte er, »jetzt haben wir Kagenmusik auf Kagenmusik! Die gestrige ist den Fabrikanten Graber angegangen.«

»So?« sprach ich. »Und warum? Tyrannisirt etwa dieser Mann seine Leute?«

»Er ist,« antwortete man mir, »zur Behörde gegangen und hat gesagt, er könnte eine Menge Arbeiter brauchen, fände aber keinen einzigen. Darauf hat ein Student sich verkleidet, ist zu ihm gegangen, und hat ihn ersucht, als Gesell bei ihm aufgenommen zu werden. Der Fabrikant aber hat ihm erwiedert, er brauche keinen Gesellen. Herr,« fragte mich der Mann, »ist das auch in der Ordnung?«

»Wenn es so ist, wie Sie sagen,« antwortete ich, »ist es freilich nicht in der Ordnung.«

»Auch hat dieser Fabrikant gesagt,« fuhr der Mann fort, »so lang der Bäcker Brod backt und der Brunnen Wasser gibt, kann der Arbeiter mit 5 fl. für den Monat leben. Man hat ihm eine Kagenmusik gemacht. Da hat er gesagt: »Das greift mich nicht an, darüber muß ich nur lachen.« Man hat ihm die Fenster eingeworfen und die Einrichtung zerschlagen, er aber hat

gesagt: »Und soll mich die Ragenmusik 500 fl. kosten, so wird mich das auch noch nicht umbringen.« Man hat ihm gedroht, sein Haus zu zerstören, wenn er sich nicht bessern wolle. Darauf hat er geantwortet: »Meinetwegen! So baue ich mir ein neues.« Man hat ihm einen Galgen vor das Thor gestellt, und eine ausgestopfte Figur aufgehängt. Sagen Sie mir, Herr, sollte man mit solch einem Menschen nicht einmal Ernst machen?»

»Wie meinen Sie das: Ernst machen?« fragte ich.

»Ich meine, das gereizte Volk könnte einmal etwas Anderes thun, als eine ausgestopfte Figur aufhängen.«

»Ja,« sagte ich, »das könnte wohl einmal möglich sein, nur wolle es der Himmel verhüten. Denn wohin würde das führen? Glauben Sie, daß der erste Fall auch der letzte wäre? Das Volk ist wie ein Löwe; hat dieser einmal Blut gekostet, so ist es mit dem ersten Opfer nicht abgethan, sondern er fordert ein zweites, drittes, viertes u. s. f. Aber welch ein weites Feld wäre somit der Rachelust geöffnet! Es würde mancher Schuldige fallen, gewiß aber würden auch Schuldlose leiden müssen, und solche Menschen, die wenigstens keine so schwere Strafe verdienen. Kann man nicht das Volk gegen einen Menschen aufwiegeln? Kann man es nicht durch falsche und übertriebene Schilderungen reizen? Untersucht und prüft aber lang das Volk im Sturme der Leidenschaft? Sie z. B. können einen Feind haben. Sie haben sich diesen Feind gemacht, weil Sie ihm 5 fl. für irgend einen Dienst entweder nicht zahlen konnten oder wollten. Nun hegt dieser rachsüchtige Mensch durch allzu grelle, entstellte Erzählungen den Pöbel gegen Sie auf, und es ergeht Ihnen und Ihrer Familie schlimm. Ihr schuldloses Kind kann bei solch einem Sturme das Leben verlieren, Ihr Weib, mit der reisenden Frucht unter dem Herzen, kann todeskrank werden. Nach dem Sturme wird vielleicht der wahre Sachverhalt allgemein bekannt, aber was nützt Ihnen das? Sie haben bereits Schaden erlitten, und mehr Schaden, als Sie verdient haben.«

»Das ist wahr,« sagte der Mann. »Darum sollte die Behörde einschreiten.«

»Sie wird auch einschreiten,« antwortete ich ihm, »wenn man sich an sie wendet. Es wird dann der Sachverhalt mit der erforderlichen Ruhe untersucht und der Schuldige nach Gebühr bestraft werden. Sich selbst Recht zu verschaffen, ist äußerst gefährlich und gibt ein böses Beispiel. Das Gesetz muß herrschen, sonst haben wir keine Freiheit. Wären alle Menschen gut, so bräuchten wir kein gedrucktes Gesetz; wir hätten das Gesetz in unserer Brust, und unser Gewissen wäre die oberste und beste Behörde. So ist es aber nicht in der Welt, lieber Freund.«

»Auch in unserem Reichstag geht's wild zu!« sagte der Mann.

»Warum denn so wild?« fragte ich. »Die Herren werden doch einander nicht erschlagen?«

»Das eben nicht,« antwortete er lachend, »aber ich meine, es geht halt wild zu.«

»Es handelt sich hier um große Fragen,« sprach ich, »und diese können nicht immer ohne bewegte Debatten entschieden werden.«

»D,« sagte er, »wenn nur der Reichstag mit der Konstitution flink fortmachen würde! Denn geht es lang her, wie es leider allen Anschein hat, so wird der Radetzky, oder der Windischgrätz, oder der Jellachich über unsere Freiheit kommen, und dann gute Nacht, Konstitution! Mir will es nicht gefallen, daß so viel Militär in der Nähe von Wien ist. Es sind Herrschaften bereits nach Wien gekommen, ziehen aber schon wieder fort. Wahrscheinlich sammelt sich ein Donnerwetter, die Herrschaften erfahren dieses eher, als arme Teufel.«

»Auch die Herrschaften haben die Wahrheit nicht gesehen,« antwortete ich. »Sie mögen besorgen und befürchten, das kann allerdings sein. Die Lüge bringt in goldverzierte Gemächer so gut oder noch besser, als in's Kämmerlein eines armen Teufels.«

»Geben Sie Acht, morgen wird etwas losbrechen. Es wird ein Blutbad werden.«

»Das höre ich schon seit einigen Tagen,« sprach ich. »Immer heißt es: Morgen wird etwas losbrechen.«

»Man spricht allgemein davon. Man will den Sicherheitsausschuß wieder haben. Endlich wird das Militär einschreiten, und mehr Blut wird fließen, als in Prag und Frankfurt. Der Kudlich hat den Bauern gesagt: »Ihr seid jetzt frei! Aber habt wohl Acht auf Eure Freiheit! Horchet auf, wenn der Löwe in der Aula brüllt! Denn das bedeutet: Unsere Freiheit ist in Gefahr. Seid gefaßt, komme die Nachricht bei Tag oder in der Nacht. Kommt sie in der Nacht, so sollen Bergfeuer es weithin durch das Land verkünden. Dann schnelle, allgemeine Hilfe! Landsturm!«

Der Verein der mit der akademischen Legion sympathisirenden Nationalgardisten und Bürger Wiens und Umgebung.

Der Verein erklärte in einem Plakat, daß er sich auf Grundlage der in diesem Jahre so beliebten »Mißverständnisse« und hauptsächlich aus Veranlassung der am 13. September stattgehabten Ereignisse, welche den Vorkäm-

pfern der Freiheit Gefahr drohten, gebildet habe. Der Verein wies somit alle Verdächtigungen von sich. Der den Abtheilungs-Kommandanten gebührende Gehorsam werde von den mit der akademischen Legion sympathisirenden Nationalgardisten nie ohne begründete Ursache verletzt werden, zugleich aber sei der Verein entschlossen, jedem Eingriffe in die Rechte des Volkes und jedem Versuche einer Schmälerung der Errungenschaften entgegen zu treten.

Erinnerungen an den verstorbenen Erzherzog Anton.

1.

Erzherzog Anton besaß viel Herzensgüte und liebte den Scherz. Seinem Charakter fehlte es nicht an humoristischem Elemente. So z. B. hatte der Erzherzog einen Maler um sich, der ziemlich dick war. Der Namenstag dieses Malers erschien. Am Vortage sagte der Erzherzog zu einem seiner Diener: »Wir müssen doch den Namenstag dieses Mannes nach Kräften verherrlichen. Sorgen Sie daher für folgende Auszeichnungen; 1. für eine Nachtmusik; aber für eine gottesjämmerliche, ohrenzerreißende; suchen Sie nach Musikanten, aber nach den miserabelsten, die sich in der Welt aufreiben lassen; ein Paganini darf nicht dabei sein. 2. Einige Breter sollen aus seinem Bette genommen werden, damit die leichte Elfenegestalt gewiß durchfalle.« — Die Nacht kam, und Alles war pünktlich besorgt. Der dicke Maler geht ahnungslos in sein Zimmer, schließt sich ein, und entkleidet sich. Erzherzog Anton kommt herbei und lauscht vor der Thüre. Ein Bißchen Zeit verfließt; jetzt mag der dicke Mann Gottes entkleidet sein, jetzt wird er in's Bett steigen. Plötzlich hört man ein Gepolter, als ob eine schwere Last auf den Boden gefallen wäre. Zu gleicher Zeit beginnt vor den geschlossenen Salousien der bestellte Kuhhirt mit einigen musikalischen Kameraden eine heillose Nachtmusik, Trompete und Klarinette schallen so abscheulich durcheinander, daß Haydn, Mozart und alle entschlafenen Freunde der Tonkunst sich zehnmal in ihren Gräbern umwenden. Ein Sommernachtsständchen für Götter! Aus dem Zimmer aber ertönen die Verwünschungen des durchgefallenen Malers. »O die Hauptspigbuben! Die Erzschelme! Die Himmelkreuzdonnerwetter-Sapperments-Hallunken! Wer das erfunden hat! Alle schlechten, gottverbotenen Sachen thun sie mir an!« — Der Erzherzog hörte die hübschen Titel alle, die er bekam, und lachte sich halb krank.

2.

Als eines Tages der Erzherzog sich auf dem Wege nach seinem Palais befand, trat ein Steirer, der es, wie man zu sagen pflegt, »faustdick hinter

den Ohren hatte« und den Erzherzog gewiß kannte, zu ihm, küßte ihm die Hand und fragte ihn: »ob er denn nicht den Prinz Anton kenne?«

»Ja,« sagte der Erzherzog, »den kenne ich sehr gut. Was will denn der Herr von ihm?«

»Nun, sagen's ihm, ich bin ein Steirer und laß' ihn schön grüßen. Ich hab' gehört, daß der Prinz Anton ein gar seelenguter Herr sein soll. Mir aber geht's schlecht, und der Prinz, der mehr Geld hat als ich, wird schon wissen, was beiläufig zu thun wäre. Sagen's ihm, ich hab' ihn sehr gern, aber er soll mir helfen.« u. s. w.

»Ja,« antwortete der Erzherzog, der den Schelm durchblickte, »ich werde es dem Prinz Anton schon sagen.«

»Aber gewiß!« rief der Mann. »Und ich lasse ihn tausendmal grüßen und laß' ihn recht schön bitten. Vergessen's ja nicht!«

»Der Herr kann sich auf mich verlassen.«

Der Erzherzog war bereits bei seinem Palais. Er trat unter die Thorwölbung hinein, winkte den Mann herbei, gab ihm eine Banknote und sagte: »Ich kann dem Herrn sogleich im Namen des Prinzen etwas geben. Ich hoffe wohl, der Prinz Anton werde es mir ersehen.«

Der Steirer rief wenigstens zehnmal sein »Vergelt's Gott tausendmal!« Und wie er schon fern war, rief er noch zurück: »Und sagen's dem Prinz Anton, er ist ein gar rarer Herr, und ich laß' ihn tausendmal grüßen!«

3.

Erzherzog Anton war ein Freund des schönen Geschlechtes. In seinem Schlafzimmer versteckte man eines Tages ein uraltes Mütterchen. Man sagte dem alten Weibe, wenn der Erzherzog kommen würde, so sollte es freundlich grüßend hervortreten. Der Abend sinkt herein, der Erzherzog geht in seine Gemächer. Das alte Weib kommt aus dem Verstecke hervor, der Erzherzog stußt. Zu gleicher Zeit aber treten Damen ein, stellen sich gewaltig überrascht, klatschen in die Hände und rufen: »Also hat man endlich Eure kaiserliche Hoheit ertappt? So junge, schöne Mädchen bestellt man zum Rendezvous in's Quartier? Ei, ei, das hätten wir von Eurer kaiserlichen Hoheit wahrlich nicht gedacht!«

4.

Er liebte es, wenn man in ihm nicht immer den Erzherzog erkannte. Das wußte man, und darauf sündigte mancher Schelm. Eines Tages ging der Erzherzog spazieren, übersah ein Warnungszeichen, und kam den Weingärten zu nahe. Ploglich tritt der Wächter hervor, faßt ihn und sagt: »Der Herr muß Strafe zahlen.« Der Weingartenhüter kannte ihn sehr wahrschein-

lich, wie alle Landleute weit und breit ihn kannten. Der Erzherzog hat kein Geld bei sich, und der Wächter will ihn pfänden, und zwar will er ihm den Hut nehmen. Kommt der Kavalier, der zurückblieb, nicht hinzu, so geschieht es auch, und der Großmeister des deutschen Ordens hat das Vergnügen, ohne Hut nach Hause zu gehen. Dieses Mal aber kam der Erzherzog etwas verdrießlich in sein Palais zurück. Er mochte den unverschämten Spaß durchschaut haben.

Lebe wohl, Sanftmuth!

Mein Herz ist einst voll Sanftmuth gewesen,
Der Jungfrau Herz ist sanfter kaum,
Was edel und herrlich und reich an Hoffnung,
Es fand in meinem Busen Raum.

Kühn sei's gesagt: Groß wär' ich geworden,
Wenn nicht meiner Jugend der Führer gefehlt!
Ich hätte gewirkt zur Ehre des Landes,
Mich hätte der tüchtigste Muth beseelt.

Und doch! man hat meine Jugend gemordet,
Man hat mir Gerechtigkeit versagt,
An meiner Seele zartesten Blüthen
Hat früh schon manches Thier genagt.

Mein Genius mußte langsam verkümmern,
Man hat mir Schweres angethan.
Doch was auch geschah, nun ist's vorüber,
Nun bin ich ein ausgebrannter Vulkan.

Die Sanftmuth ist endlich aus mir gewichen,
In mich zog der Grimm ein, der Troß und der Hohn. —
So geht's im Leben! Und wolle das Größte,
Ein todwundes Herz ist dein sicherster Lohn.

Rückblicke auf große Männer.

In unserer Zeit des verworrenen Parteikampfes labt und stärkt es, auf große Männer zurückzublicken, die ihr Leben in ähnlichen Kämpfen hingebracht haben. Sehen wir z. B. zurück auf

Marquis de la Fayette.

Von ihm sagt Kotteck: »La Fayette ist der reinste und edelste Repräsentant der Revolution, im guten Sinne dieses Wortes, in so fern es nämlich die Erhebung der zur Reife gelangten Erkenntniß des natürlichen Rechtes gegen das demselben widerstreitende historische Recht bezeichnet, folglich die auf Wiedereinsetzung des wahren, vernünftigen, d. h. den Forderungen der Humanität und des Bürgerthums entsprechenden, Rechtes in die ihm gebührende, aber theils durch verkehrte Menschenfassungen, theils durch bloß faktische Anmaßung auf einer, und durch gedankenlose oder feige Duldung auf der andern Seite längst verlorne Herrschaft gerichtete — innerhalb der Schranken eben jenes Rechtes sich bewegende — Bestrebungen. Sein ganzer, schöner, thatenreicher Lebenslauf ist der laute Ausdruck der innigsten Durchdrungenheit von jenen, den edelsten Charakter der Neuzeit bildenden Ideen und des selbstaufopferndsten Eifers für deren Verwirklichung, das erquickendste und erhebendste Beispiel der Selbsthingebung für das allgemeine Wohl. Natürlich, daß er auf diesem Wege sich auch Feinde machte, einerseits diejenigen, welchen das liebe »Ich,« oder der ruhige Fortgenuß der durch die Ungebühr des historischen Rechtes ihnen dargebotenen Privatvorteile mehr gilt, als alle Vernunft und Menschlichkeit, und anderseits die exaltirten — sei es von aufrichtigem Fanatismus entzündeten, sei es von unlautern, selbstlichen Motiven angetriebenen — Umwälzungsmännern, welchen nichts heilig ist, als ihre eigene Verblendung oder Leidenschaft. Aber der parteilose, ruhige Beschauer von la Fayette's Thun und Wirken wird eben in solcher beiderseitigen Anfeindung einen weitem Beweis davon erkennen, daß der Edle auf dem Pfade der mit Recht so zu nennenden »richtigen Mitte« wandelte, und von allen wider ihn erhobenen Anklagen nur eine, und eine solche, die seinen Charakter weit mehr ehrt, als herabsetzt, begründet finden, nämlich: daß er zu viel an die Tugend der Menschen glaubte.«

Der neunzehnjährige La Fayette, auf dessen Gemüth Rousseau's glühendes Gefühl für Humanität und Freiheit den tiefsten Eindruck gemacht hatte, rüstete ein Schiff aus, das ihn mit einigen hochgesinnten Gefährten nach den nordamerikanischen Kolonien Englands bringen sollte, wo der verhängnißreiche Kampf für Nationalität und Selbstständigkeit entflammte. Dieser heroische Entschluß trennte ihn vom Vaterlande, von allen Freuden des Hofes und der glänzendsten Gesellschaft, ja sogar von einer jungen, innig geliebten Gattin, die sich Mutter fühlte. La Fayette stärkte die amerikanische Sache durch den unermesslichen moralischen Eindruck seines Beispiels, und erwarb sich die achtungsvollste Freundschaft Washingtons und Franklins, so wie die

Verehrung des ganzen Volkes. Nicht bloß durch Waffenthaten, sondern auch auf dem Wege der Unterhandlungen leistete er den vereinigten Staaten den wirksamsten Beistand.

Nach dem Ende des amerikanischen Krieges riefen ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine neue Bahn des glorreichsten Wirkens. Das Verderbniß der Regierung und der höheren Stände, die Leiden des hart gedrückten Volkes, die unzähligen Mißbräuche und Verfehrtheiten in der ganzen bürgerlichen Ordnung, in Gesetzgebung und Verwaltung, in Staat und Kirche, hatten seinem hellen Geistesblicke sich deutlich dargestellt, und mit Feuereifer verlangte sein humanes Herz die Heilung solcher Uebel. Seine kräftige Stimme ertönte für die Beschränkung der Willkürherrschaft. Für die Aufhebung der Sklaverei der Neger, für die Gewissensfreiheit, überhaupt für die höchsten Interessen der Menschheit kämpfte er. Er stimmte für die Abschaffung alles Erbadeis und aller Adelstitel, und leistete für sich selbst Verzicht auf den seinigen eines Marquis. Bis zu seinem Tode wollte er nicht anders genannt werden, als Bürger La Fayette, oder General La Fayette.

Er glühte für die Regierung eines »Bürgerkönigs«, für eine »Monarchie mit republikanischen Institutionen.«

Mephistopheles.

Man soll ein charaktervolles Talent achten, und es fördern, wo immer man es findet; dies wird dem Förderer nur zur Ehre gereichen. Wer es nicht achten will, wird es vielleicht noch fürchten müssen! Man hat ein Talent zu fürchten, wenn es zur Verzweiflung gebracht ist! Das Sprichwort sagt: »Man schöpft endlich einen Brunnen aus!« So erschöpft man endlich auch die Geduld eines Talentcs. Ein zur Verzweiflung gebrachtes Talent könnte endlich auf den Kreuzweg gehen, und den Teufel beschwören! Die Kraft zum Bösen ist da, es kommt nur noch auf den Willen an.

Solch ein Talent könnte stolz und eiskalt sagen: Ich hätte euch nützen können, ich hätte ein tüchtiger Kämpfer für eure Sache sein können, aber ihr habt mich nicht erkannt, ihr habt mich verschmäht, verachtet, getreten, ihr habt mich von euch hinweggestoßen, und mich in Noth und Elend verderben lassen. Wohlan, meine Geduld ist zu Ende, nun will ich euch schaden! Schaden kann der geringste Mensch, um so mehr ein Talent; schaden kann der Wurm, um so mehr die Schlange. Das Licht, womit ich leuchten könnte, soll nun in meiner Hand zur Brandsackel werden; der Blumenkranz, womit ich schmücken könnte, zum Pechkranz, den ich in euer Haus schleudern werde! Gefährlicher als Bombe und Rakete ist das zündende, listige Wort eines Talentcs, das nichts mehr hofft und nichts mehr zu verlieren hat. Es versteht die Kunst, Rosen zu bringen, hinter denen Nattern lauern, euch Honig aufzutischen, in den Blausäure geworfen ist. Ihr habt mich mißachtet, als ich auf dem Wege des Guten ging; ihr werdet mich fürchten müssen, wenn ich auf der Straße des Bösen wandeln werde. Den guten Engel, den ich lang im Busen trug, habt ihr roh ins Angesicht geschlagen, daß er weinte; wohlan, dieser Engel ist fort aus meiner Brust, und nun sollt ihr den Mephistopheles kennen lernen.

1812

Printed by J. G. Smith, (formerly of the

1812

W i e n.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vormals Strauß).

1848.





